

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 10

[www.nyland.de](http://www.nyland.de)  
[nyland@nyland.de](mailto:nyland@nyland.de)

Heinrich und Julius Hart  
Lesebuch

Zusammengestellt und  
mit einem Nachwort  
von  
Gertrude Cepl-Kaufmann



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 10

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek  
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,  
von Walter Gödden  
Band 10

### Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Da-  
ten sind im Internet über [<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und  
alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile des-  
selben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in an-  
deren als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige  
schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln  
© 2005 Nyland-Stiftung, Köln  
ISBN: 3-936235-11-2  
Redaktion: Wolfgang Delseit  
Lektorat: Lelo C. Burkert-Auch  
Satz: TIESLED Satz & Service, Köln  
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster  
Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten  
Printed in Germany

## Inhalt

|   |     |
|---|-----|
| <i>Westfälische Heimat</i>                |     |
| Wir Westfalen                             | 7   |
| Im Teutoburger Wald                       |     |
| Aus einem Tagebuch (1904)                 | 19  |
| Ein Westfale                              |     |
| Aus meinen Erinnerungen (1906)            | 28  |
| Meinem Bruder                             |     |
| Ein Nachruf von Julius Hart               | 34  |
| Vom Westen kam ich                        | 40  |
| <br>                                      |     |
| <i>Berlin und die »Neue Gemeinschaft«</i> |     |
| Berlin                                    | 42  |
| Vom Schreibtisch und aus dem Atelier      |     |
| Die Entstehung der <i>Freien Bühne</i>    |     |
| Persönliche Erinnerungen von Julius Hart  | 45  |
| Die Umfrage                               |     |
| Betrachtung und Vorschlag (1905)          | 48  |
| Der Zuschauer                             |     |
| Eine paradoxe Epistel (1906)              | 53  |
| Unsre Gemeinschaft                        | 58  |
| Vom Alten und Neuen                       | 60  |
| Vom Leben in Kunst                        | 66  |
| Vom Leben im Licht                        | 74  |
| Vor dem Mahl                              | 76  |
| Kinder des Lichts                         |     |
| Zwei Skizzenblätter                       | 79  |
| Das Gleichnis vom Horizont                | 84  |
| Poetenstreik (1906)                       | 93  |
| Ein Weihnachtstraum (1906)                | 96  |
| <br>                                      |     |
| <i>Weltpfingsten</i>                      |     |
| Weltpfingsten                             | 101 |
| Ein neuer Frühling                        | 103 |

|  |     |
|--|-----|
| Der Frühling glüht durch alle Lüfte      | 104 |
| Champagnertropfen                        | 105 |
| Rosenzeit                                | 107 |
| Ueber die Dächer hebt sich               | 109 |
| Des Sommers Flammenhaupt                 | 110 |
| Die Lippen glühen                        | 112 |
| Wenn du es wüßtest                       | 113 |
| Zur Sonne empor                          | 114 |
| Träume, meine Seele                      | 116 |
| Lebendige Poesie                         | 118 |
| Memento mori                             | 120 |
| Zerbrochener Schädel                     | 121 |
| Nachtnebel                               | 122 |
| Einst wird mein Name leuchten            | 123 |
| Müde (Pessimisten-Gesangbuch u. a. 1882) | 124 |
| Wir Suchenden                            | 125 |
| Psalm                                    | 126 |
| Gott, was du bist                        | 127 |
| An das 20. Jahrhundert                   | 128 |
| Nachwort                                 | 133 |
| Textnachweise                            | 147 |

## *Westfälische Heimat*

### Wir Westfalen

#### I.

Das alte Münster und das neue Berlin. Die räumliche Entfernung überwindet man heute mit einer Eisenbahnfahrt von acht Stunden. Die geistige zu durchmessen, dazu war noch vor einigen Jahrzehnten eine Weltreise nötig, die durch Jahrhunderte geistiger Entwicklung, über strombreite Trennungen im Kulturempfinden, über kaum überbrückbare Gegensätze der Weltanschauung hinwegführte.

Für einen großen Teil des deutschen Westens und wohl auch des Südens bedeutet das Jahr 1870 den Wendepunkt zweier Kulturepochen. Das Ende des Mittelalters, den Beginn der Neuzeit. In geistiger Hinsicht, und nicht nur in dieser allein, war bis dahin das Mittelalter noch nicht überwunden. Erst nach 1870 flutete das neuzeitliche Empfinden und Denken in breitem Strome westwärts, langsam, aber unaufhaltsam das Alte zurückdrängend und zerfetzend. Nur wer die Zeit miterlebt hat, weiß, wie fast unvermittelt in jenen Gegenden die Gegensätze aneinander stießen, wie jäh und plötzlich der Übergang dem Mitlebenden erscheinen mußte, obwohl die Wandlung seit dem Jahrhundert der Aufklärung vorbereitet war.

Mit am schroffsten vollzog sie sich im westfälischen Münsterlande, in dessen Hauptstadt ich meine Jugend verlebte. Auch äußerlich bot die Stadt Münster in den sechziger Jahren beinah noch den Anblick, den sie etwa zur Wiedertäuferzeit geboten haben mochte. In allem Wesentlichen wenigstens. Nur die Mauern waren gefal

len, außerhalb der Tore aber breiteten sich alsbald die Gärten aus; wo jetzt im ganzen Umkreis neue Viertel mit neumodischen Häusern entstanden sind, war damals kaum mehr als Baum und Strauch. Von den letzten Jahrhunderten beinahe unberührt geblieben war der Kern der Stadt mit seinen patrizischen Giebelhäusern, mit seinen Laubengängen, unter deren Bogen Männlein und Mädlein flirtend wandelten, mit der Fülle seiner altersgrauen Kirchen. Und ebenso unberührt Leben, Denken und Fühlen der Bevölkerung. Das Zentrum allen privaten und öffentlichen Lebens bildete die Kirche. Von ihr ging alle Anregung und Erregung, alles was das Leben erhöhte, verfeinerte, erleichterte, alles Licht und alle Weihe aus, und alles Leben mündete in ihr. Mit ihrem Kultus, mit ihren Festen erfüllte sie das ganze Sein, auch das alltägliche, alle Interessen des einzelnen waren mit dem Kirchlichen verwebt und verbunden.

[...]

Mit jedem Jahr nahm das Stadtbild in seinen Außen teilen ein moderneres Gepräge an, und ebenso gestaltete sich das Leben und Treiben bewegter, reicher, vielseitiger. Freilich gingen die neuen Interessen, wie überall im neuen Reiche, wohl mehr ins Breite als ins Tiefe; nicht alles, was zum Vorschein kam, war ein Gewinn, und manches Anmutige und Ansprechende ging verloren. Alte Sitten und Bräuche, denen ein poetischer Gehalt nicht abzusprechen war, mußten den neuen realen und materiellen Anforderungen weichen. Die Polizei war über Nacht rationalistisch und moralisch geworden, sie unterdrückte Volkslustbarkeiten und Volksfeste, von denen jahrhundertlang ein Strom festlicher Fröhlichkeit ausgegangen war. So das Lambertifest, das uns Kindern stets als das große Freudenfest gegolten hatte. Da waren auf allen Straßen laubumwundene Pyramiden errichtet, aus deren Grün Licht an Licht leuchtete. Um jede Pyramide wurde bis spät in die Nacht hin



ein getanzt und gesprungen; zu dem Reigen erklangen uralte Weisen, und Kinder und Erwachsene bemühten sich im Wetteifer, harmlos toll zu sein. Die Polizei aber fand mit einem Male, daß das Fest zu Sittenlosigkeiten Anlaß gebe, daß es den Verkehr, die Nachtruhe störe usw. So wurden die Pyramiden von den Straßen in die Höfe verbannt, die natürlich zu eng waren für das notwendige Maß von Fröhlichkeit. Das Lichtfest erlosch. Um des bißchen Liebestaumels willen, der ein paar uneheliche Geburten mehr hervortrieb, mußte ein Strom von Freude versanden. Auch den Fasching hätte die preußische Ernstholdigkeit gern erdrosselt. Aber der erwies sich als widerstandsfähiger; immerhin wurde er gedämpft und eingedämmt.

Auch im neuen Münster behielt die Kirche ihre Macht. Aber ihrer Herrschaft fehlte von jetzt an das Hauptsächliche: die Ausschließlichkeit. Andere Mächte, besonders der Staat, gewannen neben ihr tiefgreifenden Einfluß; auch vermochte sie die männliche Bevölkerung, insbesondere die Jugend, nicht mehr so ganz in ihrem Banne zu halten, wie dereinst. Das kirchliche Empfinden der Masse wurde flauer und lässiger. Welche Wandlungen sich vollzogen hatten, das zeigte sich in den Tagen des Kulturkampfes. Bei vielen fachte er das alte Feuer wieder an, aber das geschah weder allgemein, noch schlug die Flamme sonderlich hoch. Als der Bischof gefangen gesetzt wurde, kam es jeden Abend auf dem Hauptmarkte zu Volksaufläufen; Massen von Menschen umlagerten drohend das Haus eines Schlossers, der im Auftrage der Polizei das Eingangstor zum bischöflichen Palast erbrochen hatte.

Aber es blieb bei drohenden Worten, ein Tatfanatismus kam nicht auf. Zur Seite der Masse zogen Schwärme von Mädeln und Flaneuren, die das Ganze als ein unterhaltsames Schauspiel betrachteten. Und dazu wurde es am Ende auch. Tauchte irgendwo ein Soldat auf, so wur

de ihm von den Hunderten »Nieder mit den Preußen« entgegengebrüllt; alsdann aber warf irgend ein Witzbold ein Schlagwort dazwischen, alles lachte, und das ganze Volk ging in Heiterkeit auseinander. Überdies fehlte es nicht an Gegenkundgebungen. Die Liberalen hielten Versammlungen ab, in denen man sich an den Worten Finsternis und Licht, Rom und Anti-Rom, Toleranz, Freiheit, Priesterknechtschaft, nebstbei an saurem Altbier und Münsterschem Korn bis zum Übermaß berauschte. Nach der Versammlung ging es dann in langem Zuge mit Fackeln und Musik zum Schlosse des Oberpräsidenten; neue Reden über das Thema Licht und Finsternis wurden gehalten, ein Hoch nach dem anderen wurde ausgebracht, und die lautesten Schreier waren zum Teil dieselben, die am Abend zuvor am kräftigsten »Nieder mit den Preußen!« von sich gegeben hatten.

In großem Stil wurde der Kampf auf keiner Seite geführt. Immerhin hätte er zweifellos im Westen einschneidende geistige Entwicklungen angebahnt, wenn ihn der Staat tatkräftig zu Ende geführt hätte. Da das nicht geschah, da im entscheidenden Augenblicke Halt geblasen wurde, so blieb die nachhaltige Wirkung aus. Die liberale Bewegung geriet ins Stocken, und soweit die Öffentlichkeit in Betracht kam, hielt der Ultramontanismus überall von neuem das Steuer in Händen. Aber auch er war nicht der alte geblieben, auch er war in seiner Einseitigkeit und in seiner Abgeschlossenheit erschüttert worden, auch er war genötigt, in mehr als einer Hinsicht sich anzupassen und sich in ein neues Verhältnis zum Staate, zu den Ideen des Tages zu stellen. Trotz allem – eine neue Zeit war hereingebrochen.

## II.

An allen Bewegungen dieser neuen Zeit nahmen wir Jungen lebhaften, erregten Anteil. Unter dem »Wir« verstehe ich eine Anzahl von Alters- und Schulgenossen, die

ein engeres Freundschaftsband umschloß. Wir alle waren aufgewachsen entweder im Bann der Orthodoxie oder des Ultramontanismus. Wir alle waren bis zu einem gewissen Alter frommgläubig bis zum Überschwang.

Ich selbst war in einem Hause aufgewachsen, das von echt christlichem Geiste durchweht war; meine Eltern waren Protestanten im alten Puritaner-Sinne, alles Katholische war ihnen mit Heidentum gleichbedeutend, im übrigen jedoch erfüllte Frömmigkeit und werktätige Liebe all' ihr Empfinden und Handeln. So war es kein Wunder, dass ich jahrelang von einer brennenden Sehnsucht erfüllt war, Missionar zu werden, dass ich mich freiwillig damit quälte, die Bibel vom Anfang bis zum Ende auswendig zu lernen, und wenn ich einmal an einem Sonntag nicht allen drei Gottesdiensten beige-wohnt hatte, so fühlte ich mich als ein Gottverlassener.

Für uns alle aber kam der Tag, der uns von einem Extrem ins andere warf. Vielleicht war es gerade das Übermaß, mit dem wir frühzeitig unseren Glaubensfond erschöpften. Hinzu kam der trübselige Religionsunterricht, wie ihn alle Religionsgemeinschaften in Preußen pflegen. Mit seiner Nüchternheit und Äußerlichkeit war er nur zu geeignet, ein ernstreligiöses Gemüt eher abzustoßen als anzuziehen. Die Religionsstunde war für uns alle, für Katholiken wie Protestanten, gleichbedeutend mit einer Stunde der Öde, gleich unfruchtbar für Geist wie für Gemüt. Ebenso ernüchternd aber wirkte die ewig selbe Erfahrung, die auch uns hundertfach aufstieß, wie sehr und wie vielfach die Wortfrömmigkeit mit der Tatfrömmigkeit im Missverhältnis zu stehen pflegt. So bedurfte es überall nur eines äußeren Anstoßes, um uns hinauszutreiben aus der alten Glaubensburg auf das Meer des Zweifels, neuen Ländern entgegen.

[...]

Da es uns nicht vergönnt war, mit unseren Meinungen und Sehnsuchten sonst wie hervorzutreten, so blieb uns

kein anderer Weg, als dem inneren Bären literarisch, in Vers und Prosa, zum Ausdruck zu verhelfen. Mein Bruder und ich hatten sehr früh den Poetenberuf in uns entdeckt. Die Blutmischung, die wir von vornherein mitbekommen hatten, war sicherlich keine ungünstige. Unsere Mutter, eine zierliche, fröhliche Rheinländerin, die uns schon früh mit ihren Erinnerungen an ihre Heimatstadt Metzlar, an Goethe und Charlotte Buff, an Mainz und Frankfurt, wo sie ihre Mädchenzeit verlebt hatte, wunderbar erregte. Unser Vater, ein kerniger Westfale, immer ringend und strebend, ein Idealist in jeder Faser, der sich für seine Kinder aufopferte in Arbeit bei Tag und Nacht, immer pflichttreu bis zur Selbstlosigkeit. Und dabei nicht ohne Phantasie und saftigen Humor. Jeden Sonntag machte er uns zu einem wahren Festtag. Des Morgens saßen wir vereint um den weißgedeckten Kaffeetisch, und jeder musste etwas vorlesen, einen Psalm, ein Gesangbuchlied, ein Kapitel aus dem Neuen Testament. Ich meinerseits wählte mit Vorliebe die Lieder, die lebendige Bilder malten und von starken Erregungen überströmten. Den zartreligiösen Sinn des Vaters aber berührte ein kräftiger Realismus in heiligen Dingen stets unangenehm; selbst der Eingang des Gerhardtschen »O Haupt voll Blut und Wunden« war ihm schon zu kraß; sich seinen Heiland allzu körperlich vorzustellen, das behagte ihm nicht. Nachmittags ging's ins Freie hinaus, zur fröhlichen Tummelei durch Wald und Wiese. Abends aber hockten wir um den Vater herum, gespannt lauschend, wenn er märchenhafte Geschichten, zu denen ihn offenbar die deutschen Volksbücher angeregt hatten, ins Endlose spann. Geschichten von Kämpfen mit Drachen, Verzauberungen, Entführungen, deren jede viele Abende in Anspruch nahm. Auch zu meinen ersten Versen regte mich der Vater an. Eines Abends – ich war im achten Lebensjahr – sagte er scherzend zu mir: wir wollen doch mal sehen, wer zuerst von uns

beiden ein paar gereimte Zeilen zustande bringt. Ich ging bald darauf zu Bett und verschlief die Sache. So gewann mein Vater mühlos den Sieg, denn er hatte sich den schönen Vers ausgesonnen: »Der Apfel ist ein trefflich Obst, ich rate dir, dass du ihn lobst.« Nun aber loderte mein Ehrgeiz auf, ich setzte mich alsbald in einen Winkel und brachte es zu acht Reimzeilen, einem Hymnus auf unsere Dienstmagd Christine, die mit dem Vater im Märchenerzählen wetteiferte.

Von diesem Tage an kam ich aus dem Dichten nicht mehr heraus. Und als ich auf dem Boden unter Gerümpel Shakespeares König Lear und König Johann entdeckt hatte, folgten den lyrischen und epischen auch die dramatischen Versuche in beklemmender Fülle. Vom Theater hatte ich freilich nur eine blasse Ahnung durch Puppenspiele und durch eine Macbeth-Aufführung, die von den Zöglingen des bischöflichen Borromeums veranstaltet wurde. Auch die Lady Macbeth wurde von einem Primaner gegeben. Und doch hat niemals später ein Theaterspiel mich so erschüttert, als diese Dilettantenvorstellung, der ich mich mit allergläubigster Illusionsbrunst hingab; jahrelang habe ich von den Hexen und dem Feuerkessel geträumt. Bald leitete ich auch meinen Bruder zum Dichten an. Die erste Aufgabe, die ich ihm stellte, war: Musäus' Märchen Ulrich mit dem Bühel in Vers zu bringen. Mein Bruder aber war klüger als ich und dichtete ein Lied frei aus dem Innern heraus. Seitdem bedichteten wir alles, was nur irgend einen Reiz auf uns ausübte, die Schlachten von 1864, 1866, 1870, die westfälische Heide, Indianerkämpfe und Tigerjagden, die alten Götter und den neuen Glauben. Jedes Jahr brachte eine Gedichts- oder Liebestragödie, dazwischen auch mal eine Komödie zur Reife; meine Helden waren der Reihe nach Justin und Elvire, ein Liebespaar, das selbst mit den Gespenstern seiner Bedränger noch zu kämpfen hatte, Herzog Mannouth, Washington, Winkelried, Don Juan

d'Austria. Den Winkelried, das Erzeugnis meines sechzehnten Lebens- und achten Dichterjahres, sandte ich dem Berliner Schauspielhause ein. Und da es mit regelrechten Jamben prunkte und echt Schillerschem Pathos, so erhielt es von Herrn von Hülsen ein sehr freundliches Zeugnis ausgestellt. Aber aufgeführt hat er es doch nicht. Kälter nahm der Herr Intendant den Don Juan auf, obwohl er mehr ins Shakespearische geraten war. Und da ich gerade gelesen hatte, dass Byron eines Tages aus all seinen Jugendarbeiten einen Scheiterhaufen aufgebaut hatte, so tat ich desgleichen und opferte in edlem Zorn meine sämtlichen Manuskripte dem großen Moloch der Vernichtung. Aber nur um so mächtiger loderte bald das Feuer des Schaffens wieder auf. Und in der Zeit, da ich der Prima, mein Bruder der Sekunda sich näherte, wurde immer heißer in uns die Begier, mit unserem Schaffen in die Öffentlichkeit zu treten, mochte diese Öffentlichkeit so eng sein, wie sie wollte. Und so entschlossen wir uns, gemeinsam mit unserem Freundeskreise die Zeitschrift »Herz und Geist« herauszugeben, eine geschriebene Zeitschrift, deren Publikum zwanzig bis dreißig Gymnasiasten bildeten. Unter den Mitarbeitern waren unsere Schulgenossen Josef Lauff und Peter Hille. Josef Lauff stammt vom Niederrhein, aus einer Landschaft, die in mancher Beziehung dem Münsterlande gleicht. Seine Poesie zeigt denn auch in vielen Stücken ein ähnliches Gepräge, wie die Art westfälischer Poeten, zum Teil erinnert er unmittelbar an Annette von Droste. Daß er später nebenbei zum Hohenzollerndichter wurde, das ist Schicksal; in seinem Wesen und Blute liegt das nicht. Peter Hille hatte seine Heimat an der Grenze des Lippischen, als er auf andren Schulen nicht gedeihen wollte, schickte ihn sein Vater nach Münster aufs Gymnasium; die ehemalige Jesuitenschule aber war erst recht nichts für ihn. Er zeigte schon damals alle Anlagen zu dem zigeunernden Vaganten, dem wandernden Philosophen,

der er später geworden ist. Als fröhlicher Geselle machte er alle unsre Streiche mit.

An Beiträgen litt unsere Zeitschrift keinen Mangel. Der Reisende, der flüchtig mit der Bahn das Münsterland durchfährt, wird keine besonderen Reize an der Landschaft entdecken. Aber auch sie hat ihre Poesie, ihre große und ernste Poesie. Dieses Land mit seinen weiten Heiden, die immer wieder von Laubgehölz unterbrochen und überschattet werden, mit seinen fließenden Gewässern, deren Ufer von endlosen Reihen struppiger Weiden umsäumt wird, mit seinen Kampen, die von blühenden Wallhecken umschlossen sind, mit seinen einsamen Bauernhöfen, deren Eingang von uralten Eichen und Linden überragt wird, dieses Land hat Karl Immermann und Annette von Droste-Hülshoff zur höchsten Entfaltung ihres Könnens gebracht. Auch für uns war es heiliges Land, dessen Poesie unerschöpflich war. Wir liebten diese Heide, wenn sie in der Glut des Mittags schlief und träumte, wenn sie im blauen Mondesglanz wie eine endlose mythische See sich dehnte, spiegelnd und glänzend, wenn sie von grauen Nebeln überwogt gespenstische Schauer weckte, dass man die alten Götter durch die Wolken reiten oder Schwärme von Hexen kreisen sah. Wir liebten sie, und jedes zweite Gedicht sang von ihr. Von ihren alten Gräbern, ihren unergründlichen Kolken, in deren Schilf die Rohrdommel hauste und nachts ihre geisterhafte Musik vollführte, ihren Sandhügeln, unter denen alte Könige schliefen, ihren Sagen und Geschichten. In einen solchen Hügel habe ich denn auch eins meiner ersten Gedichte eingegraben, in dem ich den bescheidenen Wunsch äußerte, der Himmel möge mir günstig sein, dass ich der größte Feldherr, der größte Dichter, der größte Prophet, Shakespeare, Napoleon, Jesaias in einer Person werde. Wahrscheinlich dachte ich, in der heiligen Erde werde der Wunsch am sichersten zur Erfüllung heranwachsen.

Nicht nur die Heide jedoch, auch die Stadt selbst regte poetisch an. Geschichtliche Erinnerungen hefteten sich an jeden Stein. Im Rathaus war der Friedenssaal, in dem einst der westfälische Friede abgeschlossen wurde, am Turm der Lambertikirche hingen die drei eisernen Käfige, in denen Jan von Leyden mit seinen Genossen vermodert war, die Liebfrauenkirche gemahnte an die Kämpfe zwischen Stadt und Bischof, andere Gebäude an Blücher, Goethe, an Immermann und seine Geliebte, die Gräfin von Ahlefeldt, an Hamann, den Magus des Nordens, und an Annette von Droste. Immer neue poetische Empfindungen weckte der katholische Kultus, wie er sich in seiner höchsten Pracht im Dom oder bei der Fronleichnamsprozession entfaltete, wenn alle Straßen mit Grün bestreut waren, alle Häuser bunt waren von Girlanden und Fahnen, an allen Ecken sich ein Altar erhob und alle Glocken der Stadt summten und brummen.

An Stoff fehlte es unserer Zeitschrift nicht. Eines Tages aber erfuhr der würdige Ordinarius der Obersekunda von dem Werke, das wir trieben. Er verlangte, dass ich ihm die neueste Nummer des bedeutsamen Blattes überbringe. Tiefes Entsetzen packte mich, denn der gestrenge Lehrer war katholischer Geistlicher, und die neueste Nummer enthielt gerade einen Aufsatz, der in atheistischer Weisheit schwelgte.

Verzweiflungstrotzig erfüllte ich das Geheiß. Die erwartete Philippika aber blieb aus. Statt grimmiger Vorwürfe empfing ich ein freundliches Lob für mich und meine Mitarbeiter, ein Lob ob unseren Fleißes und unserer braven Gesinnung. Der würdige Mann hatte in unseren Versen und Artikeln nur Aufsatzübungen, Präparationen für die »deutsche Stunde« gesehen, aus den atheistischen Floskeln nur religiösen Eifer herausgelesen. Ob kindliche Harmlosigkeit oder ob irgend ein Heiliger, der Schutzhellige gärender Gymnasiasten, seine Augen verblendete,



wage ich nicht zu entscheiden. Immerhin riet uns der milde Priester, unsere Journalistentätigkeit zugunsten unserer Schulkarriere aufzugeben. Wir taten also, und die Zeitschrift »Herz und Geist«, die mehreren künftigen Leuchten der Nation zu den ersten Triümpfchen verholffen hatte, entschlief. Aber unsere Schreibseligkeit entschlief nicht.

### III.

Kaum waren wir – mein Bruder und ich – dem Bann der Schule entronnen, kaum hatten wir den ersten Rausch der studentischen Freiheit ausgekostet, da begründeten wir gleich einen neuen Dichterbund, der sich keck und stolz als »Westfälischer Verein für Literatur« auftat. Heilige Stunden verbrachten wir miteinander in Wald und Heide, insbesondere wenn wir nach Rüschaus hinauswanderten, dem Gute, wo einst Annette von Droste in träumender Versonnenheit gedichtet hatte. Oder nach Warendorf, in dessen Nähe Levin Schücking, der einzig lebende Poet des Münsterlandes, auf seinem Gute hauste. Oder nach Angelnmodde, wo einst zur Goethezeit die Fürstin Galizyn einen Kreis von Freunden um sich versammelt hatte, eine platonische Akademie mit christkatholischer Färbung, unter deren Mitgliedern die bedeutendsten Hamann, der Magus aus Norden, und der Holländer Hemsterhuis waren. Auf unseren Heidewanderungen gerieten wir oft ins Ekstatische, in mythische Verzückungen; ich fühlte mich als Sonnenpriester und feierte, wenn es blendend vom Zenit herab leuchtete oder in rotgoldener Pracht versank, mit Gesang und Andacht das Gestirn des Tages, Peter Hille schwärmte den Mond an, sobald er am Himmel heraufzog und mit bläulichem Glast die Heide überschimmerte.

Unheilige Stunden verbrachten wir in den Kneipen. Deren Räume wir mit großen Worten und wilden Reden

füllten. Selbstbewusst fühlten wir uns als neue Stürmer und Dränger, und mit Schauern erzählte man sich in den fräulichen und jungfräulichen Konventikeln der heiligen Stadt von unserm Tun und Treiben. Aber dieser lokale Ruhm genügte unserem Ehrgeiz nicht, es drängte uns, durch ganz Deutschland unsern Weckruf erschallen zu lassen, mit einer kräftigen Reveille die Zeit- und Volksgenossen aus dem literarischen Schlaf zu schrecken.



## Im Teutoburger Wald Aus einem Tagebuch (1904)

Ein lichtiges Bergland, schimmernd vom hellen Grün der Buchen, streckt sich im Norden des Münsterlandes die Grafschaft Tecklenburg hin. Im Morgenglanze leuchten Berg und Wald, Saatfeld und Heide, reckt jede Kuppe, jeder Baum sich in die Luft wie ein Fanal freudigen Lebens, jauchzender Kraft. Nichts mehr gemahnt an die düsteren, nebelgrauen Waldschauerlichkeiten, die den Römern so furchtbar waren. Wie eine Insel im Meer liegt das Städtel Tecklenburg auf seiner Höhe. So nahe der Welt des Lärms und doch so weitab von der Welt der rauchenden Schlotte, des fiebernden Erwerbs. Nicht viel mehr als eine Stunde braucht es von Münster, von Osnabrück, von Bielefeld her, das Eiland zu erreichen... Vom Schloßberg aus sieht man am Horizont die Türme der menschenwimmelnden Städte, brandige Rauchwolken verraten die atemlose Arbeit der Industrie in Glashütten, Kohlengruben und Spinnereien. Hier aber ist Stille, Einsamkeit, Friede.

Hier ist das Land Nervenruh, nach dem der Großstädter so sehnsüchtig ausschaut. Hier ist die Natur noch nicht gebrochen, verzwängt, zerdrückt, noch trägt sie den Menschen wie sie Stein und Strauch trägt. Mensch und Menschenwerk sind nur Staffage, sie beherrschen die Landschaft nicht, wie da drüben die Dampfschlote und Fabriken. Und wenn der Wanderer sich in die Klippen lagert, dann fühlt er sich eins mit Stein und Strauch; es ist ihm, als höre er die Pulse klopfen der großen Erdmutter, als raune sie ihm Märchen und Geschichten ins Ohr von jenen Tagen, da all' ihr Sein noch nackter Stein war, Stein, Glut und Dunst. Alles Gegenwärtige verdämmert, versinkt. Unzeitlichkeit breitet ihren Zauberschleier über den Träumenden, und nichts mehr bedeuten

ihm die Dinge, die sonst so wichtig sind; wie ein kindlich Spiel dünkt ihn der Könige Zwist und der Völker Hasten und Jagen. Hier ist Sein, nichts als Sein, kein Fragen und Suchen, kein Ängsten und Zweifeln. Wen Unzeitlichkeit umfassen hält, der weiß alles, glaubt alles, schaut alles – lächelnd und unbeteiligt. Freilich, wenn der Wanderer zurückkehrt ins Städtel, entrinnt er der Gegenwart nicht ganz. Die Welt der Unrast sendet ihre Vorposten bis hierher. Die ersten Sommerfrischler sind eingekehrt. Und wo sie sich einquartieren, da haben sie es gut. Ob in den behäbigen Drei Kronen, oder im Wirtshaus zur Felsengrotte oder im burgartigen Gasthaus zum Burggrafen, das von der Höhe prangend lockt und winkt. Überall wo der Sommerfrischler sich einnistet, da wird das Märchen vom Schlaraffenland zur Wirklichkeit. Von neuem tut das Paradies sich auf. Für den Sommerfrischler ist das Leben ein einziges Fest. Wie die Lilien auf dem Felde blüht er, und wie der Mohn im Garten wird er kugelrund; er tut nichts, sorgt nichts, denkt nichts, und die Götter ernähren ihn doch. Hoch steht die Sonne am Himmel, wenn er endlich den Schlaf von sich schüttelt, den der edle Wirt ängstlich vor jeder Störung bewahrt. Das leckere Frühstück steht schon bereit, und mit der milden Ruhe des Mannes, der Zeit hat, schlürft der Schlaraffe sein Ei. Eine Weile steht er dann, späht hinaus, prüft das Barometer und winkt schließlich dem Trinkgeldsklaven, ihm Stock und Hut zu reichen. Lächelnd fragt er: »Na, Fritz, wohin geht man denn heute?« Und lächelnd nennt der Dienstbeflissene ein Dutzend Orte, von denen man die schönste Aussicht hat. Ein längeres Gespräch entspinnt sich über Weg und Wetter; der Geheimrat von Nr. 7 mischt sich ein, und beide Schlaraffen begrüßen freudig die hübsche Tischnachbarin, die eben erst zum Frühstück erscheint. Plötzlich aber erinnert sich der Paradiesische der Aufgabe, die er an diesem Tage zu lösen hat, und etwas hastig nimmt

er Abschied. Die Unruhe verliert sich sofort, wenn er auf die Straße tritt. Behaglich hastlos wandert er seinem Ziele zu. Angelangt, ermittelt er mit Hilfe des »Führers durch die nähere und weitere Umgebung« alle Höhen und Flecken, die er sehen könnte, wenn er sie sähe, gähnt einige Mal die Landschaft an und blickt dann erwartungsvoll auf die Uhr. Wahrhaftig, höchste Zeit, Dinertoilette zu machen. Im Gasthof tut alsbald das Tischlein-deck-dich seine Schuldigkeit. Die Fische sind im Schlaraffenland gleich gebraten oder gesotten und schlüpfen dem guten Schlaraffen ins Maul, ohne daß er erst zu angeln und zu fangen braucht. Desgleichen machen es die Vögel, die der Schlaraffe nur in gebratener Existenz kennen lernt. Das Spanferkel trägt das Tranchiermesser schon im Rücken, und wer zuerst an der Reihe ist, nimmt sich das saftigste Stück vorweg. Zum Schluß schneit es Feigen, Rosinen und Mandeln. Nach Tisch flirtet man ein wenig mit der hübschen Nachbarin und erholt sich durch ein Schläfchen von den Anstrengungen des Tages. Kaffee wächst im Lande gleich gebrannt und gemahlen, und dicht daneben sprudelt der Cognacquell. Eine Partie Billard oder ein Schub Kegel zeugt frischen Appetit. Und eh' man sich's versieht, tut das Tischlein-deck-dich von neuem seine Schuldigkeit. Aus dem Weinbrunnen und Biersee schöpft man, ohne auch nur aufzustehn. Nach dem Abendmahl führt man die Nachbarin ins Gärtchen, bewundert mit ihr ein wenig den glitzernden Sternenhimmel – und dann auf zur Höhe schlaraffischer Seligkeit – zum Skat. Wer es aber tagsüber am weitesten gebracht hat im süßen *far niente*, wer nichts als geschlafen, gegessen, getrunken, gespielt hat, wird zum Markgrafen proklamiert.

Nur wie ein schmales Bächlein rinnt hier im Teutoburger Walde die Gegenwart, wie ein breiter Strom aber flutet die Vergangenheit. Jeder Stein kündet Geschichte, denn hier ist Urgermanenland. Nicht in Asien, nicht in

Pamir, auf dem Dache der Welt, hier zwischen Rhein und Weser hat das Germanentum seine Kindheit verlebt. Dieser Boden hat es gezeugt, und, nirgendwo hat es sich reiner erhalten als hier. Noch haben sich die flachhaarigen, blauäugigen Enakskinder überall, an der Lippe wie an der Ems, an der Hase wie an der Hunte fast ungemischt erhalten. Noch begegnet man zuweilen in der Heide einem jener »Hellen im Heideland«, die mit dem zweiten Gesicht behaftet sind, einem jener letzten vom Stamme der Velleda, die einst als Seherin drüben an der Lippe hauste. Kein Gegenwartsbau bildet den Mittelpunkt Tecklenburgs, sondern das gewaltige Trümmerwerk der Vergangenheit, die Burgruine auf dem Schloßberg. Ihr Mauerwerk umspannt den ganzen Berg, wie für die Ewigkeit scheint es gefügt, und doch brütet nur noch Vergangenheit über dem zerbröckelten, zernagten, zerborstenen Gestein. Mit ihrem Dunkel überschattet sie auch alle Kunde von den Anfängen und den Erbauern der Tekenenburg. Vielleicht hat die Feste schon in den Kämpfen zwischen Römern und Germanen als Bollwerk gegen die Schwarzen oder die Blonden gedient. Der alte Chronist Rumpius freilich hält dafür, daß die grausamen, barbarischen Riesen, Giganten und Kinder Enakim die ersten Erbauer gewesen seien; zum wenigsten hätten sie den seltsamen, fünfeckigen Turm und den wunderbaren unterirdischen Gang angelegt – der zwei Meilen weit unter der Erde sich hinziehen und so raum, weit und tief sein soll, daß ein Reuter gemächlich hindurch reuten kann. Dazu wären nur Riesen imstande. Nachdem nämlich die Enakiter von Josua aus dem Lande Kanaan vertrieben waren, kamen sie, wie Rumpius in sichere Erfahrung gebracht hat, nach Skandinavien und lernten dort von den Teutonen, die nachher den »römischen Bürgermeistern so schrecklich viel zu tun gemacht haben«, die deutsche Sprache kennen. Bald aber zogen sie weiter nach Süden. Dort ereilte sie ums Jahr 340 v. Chr. eine

große Wasserflut. In der münsterschen Ebene stieg gerade die Gefahr aufs höchste, als einer unter ihnen den Höhenzug des Osnings erblickte und nun den Volksgenossen zurief: »Tekene de Borg!« (Gegen die Burg), weil er dort vor den Wassern sicher zu sein glaubte. So töricht dies klingt, so hat sich doch womöglich in der Sage eine Ahnung von den Wanderzügen der Germanen nach dem Norden und Südosten erhalten. Auch die Wasserflut ist nicht ganz Phantasie. Noch in der Kreidezeit war das Münsterland ein Meeresbecken, und die Fossilien, die die Flut zahllos hinterlassen hat, werden den Anlaß zur Legende von der großen Überschwemmung gegeben haben. An diese Sintflut erinnert noch eine zweite Sage. Unweit von Tecklenburg erheben sich die Dörnther Klippen. Eine von ihnen heißt das »Hockende Weib«, und die Sage erzählt: »Einst, als das hohe Wasser noch die Ebene bedeckte, lebte eine Frau in dieser Gegend, deren einziger Reichtum zwei fromme Kinder waren: wie sie nun eines Tages sitzt und spinnt, da kommt der älteste Bube in die Hütte gesprungen und schreit: Das Wasser, das Wasser! Sie schaut erschrocken hinaus und sieht, wie die Flut sich heranwältzt, bis an die Schwelle schon rauschend; da nimmt sie ihre Kinder auf den Rücken und keucht der nächsten Höhe zu – die Wogen brausen ihr nach, sie netzen ihren Fuß – schon den Saum ihres Kleides, da sinkt sie in die Kniee und betet um ihrer Kinder Leben, und der Herr erhört sie und verwandelt sie in den Felsen, auf dessen Rücken die Kinder sicher sind, bis die Flut sich wieder verlaufen hat.«

In späteren Tagen hat die Burg so ziemlich dieselben Geschichten erlebt wie alle Burgen landauf und landab. Fehden ohne Ende mit Schwertgeklirr nach Herzenslust. Aber auch Kämpfe ohne Schwert, Liebes- und Eheirrunge mit Herzeleid im Übermaß. Die minniglichen Damen Mechthild von Berg und Anna von Bentheim-Steinfurt haben es schauernd erfahren müssen, was so

ein deutscher Ritter, so ein »Spiegel aller Mannestugend« für ein Rauhbein sein konnte. Von der Fehdelust der Tecklenburger Herren hatten vor allem die Bischöfe von Osnabrück und Münster zu leiden, aber sie litten niemals mit christlicher Ergebung, sondern vergalteten redlich Böses mit Bösem. Das anmutige Spiel »Haust du meinen Städter, hau' ich deinen Bauern« wurde beiderseits mit künstlerischer Virtuosität durchgeführt. Zug gegen Zug. Daß es in diesen Fehden nicht an ergötzlichen oder seltsamen Stücklein fehlte, dafür sorgte die niederdeutsche Art. So ein Stücklein ereignete sich unter dem Grafen Cobbo I. Von alters her hatten die Tecklenburger das Recht, die Fleischtaxe in Osnabrück festzusetzen und an jedem »Scharntag« von den städtischen Metzgern die besten Stücke Rindsleude als Honorar einzuheimsen. Zu Cobbos Zeit pflegte ein verwachsenes Männlein die Taxbestimmungen des Grafen den Metzgern zu übermitteln. Jedesmal an einem Scharntag ritt er auf einem Esel nach Osnabrück hinüber. Ehe er eintraf, durfte mit dem Fleischverkauf nicht begonnen werden. Aber der Weg war lang und der Esel störrisch. So kam es, daß eines Tages die Metzger Stunde um Stunde vergeblich warten mußten. Endlich langte der Bucklige schweißtriefend an. Aber er war noch nicht abgestiegen, da fielen die grimmigen Metzger über ihn her, schlugen ihn nieder und hackten ihn in Kochstücke wie ein Rindsviertel. Die Stücke packten sie in Körbe, die der Esel trug, und jagten das Tier heim nach Tecklenburg. Natürlich schäumte der Graf. Aber er hatte Humor, und als er ruhiger geworden, sann er darüber nach, wie er die Gecken von Städtern in besonders feiner Weise ärgern könne. Bald hatte er's heraus. Und so schickte er nach Osnabrück und forderte als Wehrgeld, als Buße: 1. einen Scheffel Geld, 2. drei Dornenstöcke ohne Dornen, 3. drei blaue Windhunde. Die Städter machten ein langes Gesicht, aber sie ließen sich nicht verblüffen und sannten



ihreseite nach. Für den Scheffel Geld sorgte eine ausgiebige Schatzung. Die Dornenstöcke aber wurden in Glasröhren gezogen, in denen kein Platz zur Bildung von Dornen war, und um auch die dritte Bedingung buchstäblich zu erfüllen, wurden drei graue Windhunde in blaue Zimmer gesperrt und von blauegekleideten Wärtern aus blauen Schüsseln gefüttert, bis es nach mehreren Würfen gelang, eine entzückend blaue Rasse zu erzielen. Wie man sieht, hatten die wackeren Osnabrücker schon sehr deutliche Ahnung von Anpassung und Mimikry. Ob aber die Blauzüchtung mehr als ein Scherz ist, mögen die verehrten Hundezüchter nachprüfen, wenn's beliebt.

Friedlichere Tage kamen, und auf der Burg saß dann und wann ein Herr, der höheren Ehrgeiz hatte, als Krieg und Fehde befriedigen zu können. Einem solchen Ehrgeiz verdankt es die Tecklenburg, daß sie die höchste Wiehe erhielt, daß sie eine Zeitlang als Friedensasyl und Freiheitshort dienen durfte, als Zufluchtsstätte für einen der edelsten Geisteskämpfer der Reformationszeit, für Johann Weyer, meistens Weyr genannt. Weyer war der erste, der mit rücksichtslosem Freimut den Hexenwahn bekämpfte, ein Kampf, der damals mehr Kühnheit heischte als alle Landsknechtsbalgerei, und von größerer Geisteskraft zeugt, als alle Kirchenreformatoren aufzuweisen haben. Geboren 1516 zu Grave in Nordbrabant, wurde Weyer Leibarzt des Herzogs Wilhelm IV., der von Düsseldorf aus die Lande Jülich, Kleve und Berg regierte. Hier am Rhein schrieb Weyer sein Buch »De praestigiis daemonum et incantationibus ac veneficiis«, von dem Gaukelspiel, den Bezauberungen und Zaubermitteln der Dämonen. Mit hinreißender Beredsamkeit und mit dem Aufgebot gründlicher Gelehrsamkeit legte der tapfere Doktor dar, daß es sich in der Tat nur um Wahn und Gaukelei handle, und er forderte Kaiser und Reich auf, den grausamen Verfolgungen ein Ende zu machen. Aber

er predigte tauben Ohren, sein Buch wurde auf den Index gesetzt, wo es heute noch prangt – nicht zur Schande des Verfassers – und ihm selbst drohte das Schicksal, auf dem Scheiterhaufen zu enden. Eine Zeitlang schützte ihn der Herzog gegen seine Feinde, aber als der Protektor in Geistesschwäche verfiel und deshalb im Trutz erlahmte, flüchtete Weyer nach Tecklenburg, wo er beim Grafen Arnold gastliche Aufnahme fand. Hier starb er denn auch 1588. Zum Zeichen, daß noch heute sein Andenken nicht erloschen ist, führt der Aussichtsturm, der sich auf dem Schloßberge erhebt, den Namen Wier-Turm.

Zu guter Letzt wurde die Burg preußisch. Und da die Worte preußisch und romantisch schlecht zusammenstimmen, so hat man den Zahn der Zeit ungestört seines Amtes walten lassen. Auch die Tecklenburg ist vom allgemeinen Burgenlos nicht verschont geblieben: Ruine zu werden.

Germanischer Urboden ringsumher. Ursitz des Germanentums. Jeden Stein, jeden Felsen unwittert der Zauberhauch der Geschichte. Es gibt Forscher, die den Namen Osning als Asenheim deuten. Und Schierenberg hat nachzuweisen gesucht, daß wesentliche Stücke der nordischen Edda aus Gesängen herzuleiten seien, die einst in den Osningbergen zuerst erklangen. Seine Karte von Asgard, dem Götterheim, weist Namen von Wasser, Lichtungen und Ortschaften auf, die noch heute in den Gegenden des Teutoburger Waldes gebräuchlich sind. Und noch heute heißt eine Waldlichtung unfern von Tecklenburg »Das Römerlager«: Spuren der Verschanzung sind auch jetzt noch deutlich zu erkennen. Vielleicht hat Varus hier in den Herbsttagen des Jahres 9 gerastet, kurz bevor es da drüben bei Bramsche zur Entscheidung kam, oder Germanicus, der Rächer.

In einer Mondnacht bin vom Schloßberg den »Philosophentempel« hinabgestiegen und dann hinauf zu den Klippen, deren Namen »Teufelsküche« und »Heiden

tempel« so lebhaft die Erinnerung an die Vergangenheit wecken. Schillernde Wolken gleiten über die glastende Mondscheibe hin. Und ein zarter Nebel umweht den Opferstein, dessen steinerne Blutrinne gleist und gleist. Als ob erst vor wenigen Nächten der Priester das Roßopfer vollzogen. Geheimnisvolle Runen an der Felswand zeugen von den Tagen, da hier ein Urheiligtum der Germanen war. Vor jener Nacht, da die Männer der Brukterer und Agrivarier von weither sich versammelten, um die Boten der Bataver zu hören, die Hilfe im Kampfe gegen die Römer forderten. Sie waren zur Velleda gesandt worden, der Seherin der Brukterer, die drüben in ihrem Turm an der Lippe hauste. Und Velleda kündete Sieg und Ruhm, und sie weihte mit zwingendem Zauberspruch das Schwert des Bataverhelden Civilis. Und ich schwinge mich hinauf auf den Opferstein, von Vergangenheits- und Zukunftsahnungen, von Ehrfurcht und brünstiger Mitempfindung mit Volk und Heimat durchschauert. Mein Blick dringt hinunter zu der weiten Ebene, wo dereinst die Schlacht am Birnbaum geschlagen werden wird. Die große Entscheidungsschlacht zwischen Licht und Finsternis. Nach der Volkssage, wie sie das römische Priestertum gemodelt hat, wird es ein Kampf sein zwischen Christ und Antichrist. In Wahrheit aber ein Kampf zwischen den Männern, die einen neuen Menschheitsfrühling bringen, und den schwarzen Rittern vermorschter Autoritäten. Und das Banner des Lichts wird Baldur tragen, der weiße Gott. Und er wird Sieger sein in der Birnbaumschlacht, von der germanische Seher träumten, als noch der Wisent durch die Wälder des Osnings stampfte. Wahrhaftig – es ist heilige Erde hier im Teutoburger Wald!

## Ein Westfale Aus meinen Erinnerungen (1906)

Münster war von jeher ein Ort, wo es sich leiblich wie geistig vortrefflich leben ließ. Davon ist in literarischen Dokumenten, bei Goethe, Immermann und anderen genügendes zu lesen. Wie alle anderen Städte im Deutschen Reich begann auch Münster in den siebziger Jahren sich mächtig zu recken und zu dehnen. Und ein frisches Geistesleben regte sich überall. Seit langem wurde die Musik ernstlich gepflegt, die Literatur, besonders die Westfälische, konnte nicht klagen. Um aber auch die bildende Kunst und die wissenschaftliche Heimatsforschung durch regere Teilnahme zu fördern, bildete sich ein Provinzialverein, der unter anderem das Museum und den Zoologischen Garten in Münster begründete. An der Akademie wirkten der Mediziner Korsch, der eben damals die Frommen durch eine Naturgeschichte des Teufels weidlich ärgerte, und in gleichem Geiste der Philosoph Spicker, der nach Kräften Bresche legte in das Festungswerk der Scholastik, in deren Wort-, Begriffs- und Definitionswust noch immer der frische, derbe Nationalismus, den unsere Bauernjungen vom Lande mitbrachten, erstickt wurde. Der biedere Mittelaltersmann, der heute in Münster doziert, daß die Hölle wahr und wahrhaftig im Inneren der Erde lodre und daß ihre Schlote die Vulkane seien, der hat auf seinem Katheder manchen Vorgänger von gleicher Geistesklarheit gehabt. Allerdings war auch schon damals eine katholische Wissenschaft an der Arbeit, die aus dem Dunkel dieser Käuze ehrlich hinausstrebte. Und nicht alle meine Schulgenossen, deren priesterliche Laufbahn ich verfolgen konnte, blieben für immer in den Netzen der Scholastik eingefangen. Unter ihnen habe ich, auch seit sie Pfarrer, Dekane und Ordensleute geworden sind, manchen fröh

lichen und liebevollen Kameraden gefunden, manchen, der in ernstem Ringen freieren Geisteshöhen zustrebte. Manchen freilich auch, der durch den Gegensatz zwischen dogmatischem Drill und modernem Leben zum verbitterten Ironiker, zum haltlosen Skeptiker oder zum indifferenten Manteldreher geworden ist.

Die eigenartigste, kernigste und frischeste Persönlichkeit unter den Lehrherren der Akademie war der Zoologe Hermann Landois. Nur aus germanischem Bauernblut konnte eine so saftige, lebenssprühende, kraftwüchsige Persönlichkeit aufspießen, nur in der Kleinstadt konnte sie so frei und lustig, so stark und unbeschnitten, mit allen Knorren und Auswüchsen gedeihen. Ich hatte ihn, den hervorragenden Gelehrten, schon auf der Quarta als Lehrer gehabt. Er war damals Priester, aber vom Theologen hatte er nichts an sich. Und ein Stein des Anstoßes war er unter den Frommen von Anfang an. Erst in den Tagen aber, als die päpstliche Unfehlbarkeit proklamiert wurde, wurde der Stab über ihn gebrochen, der große Bann über ihn verhängt. Mit Fug und Recht, denn so ein Darwinist und Spötter, der aus seinen wunderlichen Gedanken über die Unfehlbarkeit gar kein Hehl machte, paßte wirklich nicht zum Münsterer Seelenhirten. Er war und blieb im Bann. Aber das schadete ihm selbst im »finsternen« Münster, dessen Dunkelheit durch Humor und Lebenslust genugsam erhellt wird, nicht allzu viel. Und seitdem er als Leiter des Zoologischen Gartens mehr in die Öffentlichkeit kam und überall bekannt wurde, war er in kurzem die populärste und beliebteste Persönlichkeit der Stadt. Nur die bigotten alten Jungfern schlugen ängstlich ein Kreuz, wenn sie ihn sahen. Den Priesterrock trug er nach wie vor, und er hatte ein Recht dazu, denn er war ein echter Weltpriester, ein fröhliches Weltkind stets und überall, aber auch ein Priester, der im Tempel der Wissenschaft seinem Gott nach Kräften diente. Mit unermüdlichem Eifer arbeitete er, den Zoo

logischen Garten zu bereichern und zu erweitern, und auf alle mögliche und unmögliche Weise scharfte er Geld zu dem guten Zweck zusammen. Das Beste mußten die Bühnenspiele tun, die er gemeinsam mit einem Kreise guter Gesellen, der sich um den Meister geschart hatte, verfasste und aufführte. Possenspiele aus Münsters Geschichte und Gegenwart mit viel Narretei und Satire; das beliebteste Thema gab Jan von Leyden mit seinen Wiedertäufern. Sichtlicher Erfolg krönte all' dies Bestreben. Immer mehr Käfige wurden aufgestellt und belebten sich mit Getier, Gartenanlagen mit Büschen und Teichen dehnten sich in immer weiterem Umfang aus, und schließlich konnte auch ein schmuckes Museum für Skelette, Präparate, ausgestopfte Tierbälge und so weiter errichtet werden. Dem Ganzen aber prägte der Leiter sehr kräftig den Stempel seiner Eigenart auf. Einen fröhlicheren Tiergarten hat es wohl nie gegeben. Überall drängte der Humor sich ein, ohne daß die Wissenschaft dabei zu kurz kam. Festessen wurden veranstaltet, zu denen die zoologische Fauna fremdartige Genüsse beisteuern musste: Bärenschinken, Krokodilsuppe, Affenklein. An den Käfigen prangten vielfach scherzhafte Plakate, und auch sonst stieß man im Garten alle zehn Schritt auf irgend ein Zeichen fröhlicher Laune. Einen besonderen Schatz des Museums bildeten die organischen und unorganischen Missbildungen; es gab aber darunter manche, die künstlich zur Verblüffung thumber Laien hergestellt waren. Schon bei Lebzeiten des Professors erhob sich vor dem Museum sein Standbild in Bronze, getreu gab es die Gestalt in ihrer Alltagserscheinung wieder, im Pastorenrock, den Zylinder auf dem Kopfe, bewehrt mit Regenschirm und langer Pfeife. Er war ein Glückskind, der Professor und fühlte sich als solches. Was gibt es denn auch schließlich für ein höheres Glück, als eine organische Schöpfung – und sei es nur eine winzige – ins Leben rufen und ganz nach eigenem

Sinne ausgestalten zu können. Durch allerlei Fehden, die er auszukämpfen hatte, wurde sein Glück sicher eher erhöht als geschwächt. Unter ihnen war auch eine literarische Fehde, die allerlei erheiternde Zwischenfälle mit sich führte. Zusammen mit dem Professor Franz Giese hatte Landois ein Buch verfasst, in dem altmünstersches Leben und Treiben mit derber Laune gezeichnet war; im Mittelpunkt der Erzählung stand ein bekanntes Original, der Gelbgießer Franz Effing, ein Muster aller Spießerei und Pfahlbürgerei. Das Buch hatte großen Erfolg. Gerade deshalb aber entspann sich bald ein Streit zwischen den Verfassern, wer der eigentliche Erfinder und Hauptmitarbeiter sei. Das Ende war, glaub' ich, dass jeder seinen Anteil wieder an sich nahm und ihn zu einem Sonderwerk erweiterte. So gab es in der Folge statt eines zwei »Franz Effing«. Natürlich war Landois neben allem anderen auch ein trunkfester Zecher. Und ich habe in seinem Kreise manchen frohen Abend erlebt, der für Leib, Geist und Seele gleich anregend war. Von der derbhumoristischen Weise des Professors zeugt ein Briefwechsel zwischen ihm und einem Bielefelder Pfahlbürger, der seinen künftigen Leichnam der Anatomie verkaufen wollte, um noch bei Lebzeiten das Geld verjubeln zu können:

Bielefeld, den 4.5.1901

Ich ersuche Sie hirmit da ich willens bin mich zu verkaufen  
Mit über die Sache nähere Auskunft zu ertheilen und meine  
Adresse H. Meier da von men Fredn erfahren habe das man  
sich an das Ackedemitpanoptum verkaufen kan.

Achtungsvoll

H. Meier

Bielefeld, Finkenstraße 32.

Landois antwortete darauf:

Münster i.W., den 6. Juni 1901.

Gehrter Herr!

Vor dem Ankauf bitte mir mitzuteilen, wie alt, wie groß, wie schwer Sie sind? und ob verheiratet?

Professor Dr. H. Landois.

Die Antwort blieb nicht lange aus; sie lautete:

An das Acedemie Panoptikum  
zu Münster i. Westfalen

Gehrter Herr!

Ihr Schreiben habe ich erhalten Sie haben mich geschrieben vor den Ankauf zu schreiben wie Alt ich wär. Ich bin 34 Jahre alt 120 Pfd. schwer 1.57 Groß bin unverheiratet ohne Angehörige bitte mir mit zu teilen wie die Sache sich verhält. Adresse Finkenstr. 32

Achtungsvoll H. Meier.

Moralisch gezwungen musste nun Landois die Bedingungen des Ankaufs formulieren:

1. Geldvergütung 20 Mark.
  2. Sie haben die Erlaubnis zur Abschachtung von der hiesigen Polizeibehörde einzuholen und
  3. mit dieser versehen, sich am städtischen Schlachthause in der Abteilung für Rindvieh zur Abschachtung zu stellen.
- Münster, den 22. Juni 1901.

Auf diese Bedingung hin hat er von der Sache weiter nichts gehört.

In dieser derben Art ergingen sich auch meist die Verse, die er seinen Landsleuten zum besten gab und die in dem plattdeutschen Büchlein »Krisbetten und Kassbetten« (Stachelbeeren), Unkenklänge von Westfalens roter Erde, gesammelt sind. Erschütternd wirkt die Geschichte vom »Bärenfang«.

»Ganz Mönster is der nu von vull,  
Man soll auf unwies weren;  
Et is auf reine wahn und dull, –  
Hört! Wu man sonk den Bären...«



Der Bär im Zoologischen Garten hatte eines Tages sein Weibchen aufgefressen. Zur Strafe sollte der Gattenmörder verkauft werden. Es fanden sich auch Käufer. Aber wie den Bären ins Freie kriegen? Schließlich wurde ihm ein Strick um den Hals geworfen, aber da der Verbrecher sich energisch sperrte, zog man so lange, bis das Vieh richtig stranguliert war. Der Rache entging er dadurch nicht, denn er wurde verurteilt, verschmaust zu werden.

»Bi Schmor- und Suerbraden hier  
Lätt sik genößlik schmusen;  
Iss auf krepirt das Bärendier,  
Wi ropt l.f. – lat lufen!  
De Vorstand mäk us viel Plaseer,  
Trakteert en strangulierten Bär –  
O jerum, je, o jasses!«

Daß aber in dem Dichtersmann unter der groben Hülle auch ein gut Teil zarter Empfindung lebendig war, beweist seine Schrift über Annette von Droste-Hülshoff, in der er feinsinnig das innige Naturgefühl der Dichterin schildert. In ihm ist einer der letzten Westfalen von altem Schrot und Korn heimgegangen, einer der ganz Urwüchsigen. Es war, als ob sich noch einmal das alte sächsische Heidentum mit all' seinem saftigen Lebensüberschwall in einem Manne verkörpert hätte.

## Meinem Bruder

Ein Nachruf von Julius Hart

Das noch die letzte Kunstfahrt meines Bruders: daß der Ort der Erde, wo man seinen Fuß auf die große Regenbogenbrücke setzt, ein Winkel voller Sonne, voll stiller grüner Schönheit sei, – und in seiner letzten Sehnsucht fuhr er, ein Schwerverwundeter, sicherem Tode Verfallener, nach sanften Höhen des Lichts, nach heimlichen Waldeinsamkeiten, wo das Sterben ein ruhiges An-die-Erde-sich-Legen ist, ein melodisches Verklingen und eine Auslösung in eine Natur von Wellen und Wind.

In sein Sterbezimmer, durch die offenen Fenster, rauscht die ganze Stärke, Liebe und Güte des deutschen Waldes, der deutsche Wald mit allen seinen Dichtungen und Träumen und Weltverlorenheiten, und aus riesenhaft aufsteigenden Buchen, die hier wie ein Wall von Busch und Blatt von der Erde aufsteigen und aus den Wolken herabzuwachsen scheinen, wie ein neuer grüner Himmel über das Haus der Schwester sich wölben, singen, lachen und pfeifen hundert Waldvögel über das letzte Bett ihres toten Menschenbruders. Und gern verknüpfte dieser wohl seinen Namen Hart mit dem Worte Hart, das den deutschen Bergwald und Waldberg bezeichnet. Die letzten Höhen des Teutoburger Waldes fallen hier herab in die Münsterische Ebene, und von der obersten Terrasse des Gartens, wo sich mein Bruder in diesen letzten Tagen noch gern als wie ein völlig Gesunder in das Gras und die Blumen legte, von der Weite schimmernde Flächen. In der letzten Ferne aber steigen wie zarte silberne Schatten die alten Wiedertäufertürme von Münster, unserer Heimats- und Jugendstadt, auf: und auch von ihnen kommt wohl ein fernes, stilles Grüßen, und sie fingen ihr wehmütig-süßes Lied von den Königen von Sion und von den dritten Reichen, die nie außen ge

sehen werden können und sollen, hinab in die Seele eines, der auch stets ein Wiedertäufer gewesen, einer vom ewigen Wiedertäufergeschlecht, das auch nur mit dem letzten Menschen aussterben kann.

Als so ein Wiedertäufer hast auch Du, mein Bruder, oft geeifert und gewettert gegen die Familie, Ehe und bloße Blutsverwandtschaft, gegen die deutschen Bürgerlichkeiten Simpeleien und Verphilisterungen, »als wärest du ein Franzos«, und herbe geredet: Was sind mir Brüder und Schwestern? Weib, Eltern und Kind? Die nur sind es, die meines Geistes sind. Und die Guten und Frommen entsetzten sich wohl über das bald lose, bald harte und finstere Wort und meinten, so spricht nur einer, der nie erfuhr, was deutsches Familienglück und Familiensegen ist. Aber so spricht nur einer, der sie so tief empfunden, so allzeit erfahren hat wie Du, so reich empfangen hat wie wenige. Ein ewig Unruhiger, nie Stillsitzender, hast Du Deine letzte Ruhe gesucht und gefunden hier, wo die Ruhe und Luft des deutschen Waldberges und die Ruhe und der Segen dieses deutschen Bürgerhauses wunderbar ineinanderklingen. Und der letzte Dankesblick des Bruders Wiedertäufer fiel auf die Schwester, die gerade von dem Anabaptistengeist der Familie am wenigsten empfangen, doch am meisten von dem behäbig-westfälischen, konservativen Ruhen; aus deren fester Hausfrauenhand es aber wie Balsam hervorfloß, wenn sie sich auf deine tiefen Wunden legte.

Das war die letzte Tat Deiner Lebenskunst, dem hässlichsten und am meisten enstellenden Tode noch eine Schönheit abzugewinnen, und so machtest Du in Dir zu einer Rückkehr in die Heimat, in das Vaterhaus und in die Kindheit; wo Du am nächsten warst dem Geist des alten Elternhauses, der als der stärkste, reinste und beste Genuß Dich in allen Irren und Wirren begleitete. Deine letzten Blicke gingen von grünen Waldhöhen herüber nach der alten Wiedertäuferstadt, wo das Haus unserer

Jugend steht. Auch dort saß Frau Sorge in grauem Gewande am Herde und wollte nie weichen; und doch war es ein Haus voller Glück und Heiterkeit, durchleuchtet vom Licht einer unendlichen väterlichen Güte, nie versagenden mütterlichen Liebe. Und diese frohe, tränenlose Jugend ging als ewige Jugend durch Dein Leben, wie in ein ständiges Festtagsgewand hat Dich diese Liebe gehüllt, daß Du immer ein großes Kind bliebst und die Natur und die menschliche Gesellschaft nie anders sehen konntest denn als ein unerschöpflich schenkendes, väterlich-mütterliches Wesen fröhlich beglückende Opferungen des einen für den anderen, traulicher Familientafel-Gemeinschaften, wo einer neidlos immer dem Nachbar zuerst die volle Schüssel hinhält. Und der Eifer gegen die Blutsverwandtschaftsgefühle war nur ein Kampf für ein Mehr an Blutsverwandtschaftsgefühl mit allen Wesen und Dingen der Erde. [...]

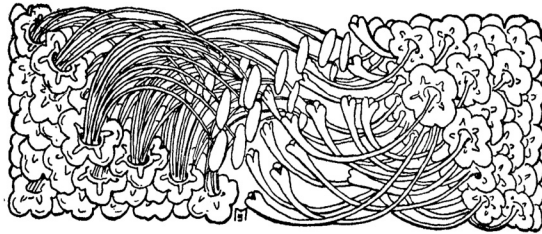
Ich frage und sinne in dieser Stunde, ob dieses Leben ein halbes war, voller Trümmer und Bruchstücke – ein stetes Planen und Nichtsausführen, ein Anfangen und Nichtvollenden – ein Hoffen und Sehnen und kein Erfüllen – ob es selber mitten auseinanderbrach und plötzlich aufhörte wie das »Lied der Menschheit«, und ob hier eine, immer dieselbe plumpe Todeshand planlos in ein blühendes Leben hineingriff, viel jünger, als es Jahre zählte. Aber Du lächelst nur über solches Fragen. Und Dein ganzes Wesen war eine frohe Verspottung dieses Menschen des Hoffens und des ewigen Wünschens, der kranken Sehnsucht nach besseren Welten und Zukunfts-Schlaraffenreichen – der Klagen, dass nie die Reiche der Erfüllung kommen wollen. Wie konntest Du etwas enden wollen, weil Du nie etwas anfangen wolltest, nie glaubtest, etwas anfangen zu können. Der Mensch, der den Tod und alles Leiden erst in diese Welt brachte und sich damit hilflos in die Netze verstrickte, aus denen es kein Entrinnen mehr giebt. Und Deine Lehre von den

neuen Gemeinschaften war eine Lehre von den neuen Reichen, Menschen und Werken, die nie und nirgendwo einen Anfang und ein Ende haben und ineinandergestaltet sind und ineinander wohnen. Aber nie konnte Dir einfallen, Gründer einer solchen Gemeinschaft sein zu wollen und zu reden: hier ist sie, und dort ist sie nicht, – einmal: und hier hat sie begonnen, und ein anderes Mal: und dort löste sie sich auf. Ich kann sie Dir nicht schaffen, wenn du sie nicht selber dir schaffst, sprachst Du stets, und für Dich war es völlig dasselbe, einen Gesang des Liedes der Menschheit zu schreiben oder eine neue Gemeinschaft zu wecken oder Dich für Dich ganz allein in den nächtigen Wald zu legen und in die Sterne hinaufzuschauen. Du freutest Dich nur dieses Spieles der Verwandlungen, welches ein Gedicht zu einer Gemeinschaft zu einer einsamen Stunde im Walde, eine Sternenträumerei zu einem Trunk aus grünem Weinglas. Deine Hand legtest Du auf meine Schulter: Nicht ein ewig halbes Leben habe ich gelebt, sondern immer ein doppeltes Leben und von den Jahren meines Dortseins zählt jedes zweimal. Und über die ergrimmtest Du Dich, und derer spottest Du am meisten, die immer nur die eine Wahrheit als ein Messer gebrauchen, um damit die andere abzuschlachten und zu töten. Und wenn die Propheten kamen mit den langen Haaren und nackten Füßen und wollten Dich zum Wasser bekehren, dann erwachte die rheinische Seele, und führtest sie zum Weinkeller, und unter den Zechern und Nachtschwärmern warst Du ein schwerer und von den Geistern besessener Westfale, und Du führtest sie in die Stille von Heide und Wald, wo alle Begehungen aufhören. Heimisch fühltest Du Dich in der Weltstadt, und Du empfandest sie, als umrauschte sie Dich mit grünen Wipfeln und kühlen, klaren und hellen Lüften, und im Walde hörtest Du immer die Millionen Stimmen der steinernen Straßenmeere. In die Großstadt trugst Du mit

Dir den Brodem dampfender Ackerschollen, Träume der Heide und die Seelen von Kraut und Baum, und Du wolltest sie verwandeln in Garten und Waldvogelland – und in die Natur tratest Du mit allen seinen Kultursinnen, und den Wald in ein Haus der Kunst, die Natur in ein Kultur- und Menschenwerk umzubilden, ging Dein Sinnen. Nicht die Kultur, nicht die Kunst dachtest Du, welche die Glieder löst und erweicht, sondern uns zum Sieger macht, und die Dich noch ein heimliches Entzücken fühlen ließ, als Du mit wachen Sinnen unter dem Messer des Arztes lagst und mit ästhetischen Lüsten die Feinheit und kunstvolle Geschicklichkeit der Hand empfandest, welche dieses Messer führte. Als schlaues Wild, ein Tier der Urweisheit, die nicht in Büchern liegt, sondern in den Gründen der Sterne, Meere und Erden, hast Du noch aus jedem Netz, welches das Schicksal Dir überwarf, den Kopf herausgezogen, und allen Jägern und allen ihren Listen bist Du doch entschlüpft, und stellen hat Dich nie einer können. Wie ein Wasser zerrannest Du stets zwischen allen Händen. Und die beiden Eimer des Lebens bedeuten für Dich nur, dass, wenn der eine leer ist, der andere gleich voll in unserer Hand schäumen soll, um ausgetrunken zu werden. Und wenn Du von einem Wesen etwas besaßest, so von einem Wesen des Rattenfängers von Hameln, der alle Ratten und Mäuse des Lebens mit süßem Pfeifen einfing, um sie im Wasser zu ersäufen, und alle Kinder mit dunklen Schellen in den Berg führt. Das macht den Rattenfänger aus, daß er in bunten Schuhen geht.

Wollte ich in dieser Stunde weinen oder klagen um Deinen Verlust – dann würde es Dir nur in den Mundwinkeln ärgerlich zucken, Du würdest giftig knurren und Dich räuspern und spucken: Dummheit, – Dummheit. Und gerade umgekehrt würdest Du reden wie der Olympier, der da von sich sagte, dass er, den alle für den Glücklichsten der Sterblichen hielten, nie eine

Stunde glücklich gewesen sei. Du hast nie eine Stunde lang Unglück empfunden, mochten die anderen auch sagen, daß immerfort Pech und Schwefel auf Dich herabgeregnet sei. In dem alten Sänger und Weisen Omar Chijam fuhltest Du ein Verwandtes, und wie er konntest Du von Dir sagen: Wohl bin ich aus schlechtem Ton geformt, aber ein Weinkrug wurde daraus geformt. Mag der Krug in Scherben gehen und der Wein verschüttet werden. Ein feiner Duft weht an den Scherben, und dieser Duft ist alles und das Beste. Als zerschlagener Krug liegst Du zu meinen Füßen – der Wein ist ausgegossen. Aber ich habe nichts verloren, denn der Weinduft ist immer bei mir.



Vom Westen kam ich, schwerer Heideduft  
umfloß mich noch, vor meinen Augen hoben  
sich weiße Birken in die klare Luft,  
von lauten Schwärmen Krähenvolks umstoben,  
weit – weit die Heide, Hügel gelben Sands  
und binsenüberwachsne Wasserkolke,  
fern zog ein Schäfer durch Westfalenlands  
Buschwerk und Ginsterkraut mit seinem Volke.

Von Westen kam ich und mein Geist umspann  
weichmütig rasch entschwundne Jugendtage,  
war's eine Thräne, die vom Aug' mir rann, –  
klangs von dem Mund wie sehnsuchtsbange Klage?  
Vom Westen kam ich und mein Geist entfloß  
voran und weit in dunkle Zukunftsstunden,  
wohl hub er mächtig sich, sein Flug war hoch,  
und Schlachten sah er, Drang und Heldenwunden.

Vorbei die Spiele! Durch den Nebelschwall  
des grauenden Septembertages jagen  
des Zuges Räder, und vom dumpfen Schall  
stöhnt, dröhnt und saust's im engen Eisenwagen...  
Zerzauste Wolken, winddurchwühlter Wald  
und braune Felsen schießen wirr vorüber,  
dort graut die Havel, und das Wasser schwallt,  
die Brücke, hei! dumpf braust der Zug hinüber.

Die Fenster auf! Dort drüben liegt Berlin!  
Dampf wallt empor und Qualm, in schwarzen Schleiern  
hängt tief und steif die Wolke drüber hin,  
die bleiche Luft drückt schwer und liegt wie bleiern...  
Ein Flammenherd darunter, – ein Vulkan,  
von Millionen Feuerbränden lodernd,  
ein Paradies, ein fruchtbar Kanaan, –  
ein Höllenreich in Schattendunst vermodernd.



Hindonnernd rollt der Zug, es saust die Luft!  
Ein anderer rast dumpfprasselnd rasch vorüber, –  
Fabriken rauchgeschwärzt, und aus dem grauen Duft  
schlägt düstrer Feuerbrand vom Fluß herüber.  
Engbrüst'ge Häuser, Fenster schmal und klein,  
bald braust es dumpf durch hallende Brückenbogen,  
bald blinkt herauf bleifarbner Wasserschein,  
und unter Kähnen mühen sich schwer die Wogen.

Vorbei, vorüber! Und ein geller Pfiff!  
Weiß fliegt der Dampf,... ein Knirschen an den Schienen!  
Die Bremse stöhnt laut unter starkem Griff...  
Langsamer nun!... Es glänzt in allen Mienen.  
Glashallen über uns und lautes Menschenwirrn,...  
Halt! Und »Berlin!« Hinaus aus engen Wagen!  
»Berlin! « »Berlin!« Nun hoch die junge Stirn,  
ins wilde Leben laß dich mächtig tragen.

Berlin! Berlin! die Menge drängt und wallt  
und wälzt sich tosend durch die staub'gen Gassen,  
vorüber brandet sie stumpf, tot und kalt,  
und jedes Ich ertrinkt in dunklen Massen.  
Du aber suchst in dieser bleichen Flut  
nach Rosen und nach grünen Lorbeerkrönen,...  
Schau dort hinaus!... Die Luft durchquillt's wie Blut,  
es brennt die Schlacht, und Niemand wird dich schonen.

Schon braust die wilde Flut um meine Brust,  
schon reißt es mich hinfort in wirren Schäumen,  
und zwischen Tod und trunkener Lebenslust  
treib ich dahin, gleichwie in dumpfen Träumen.  
Wohin? wohin? die dunkle Nacht verschlingt  
und hüllt die Ferne tief mit Finsternissen,  
und schattenhaft im Nebel stumpf versinkt  
dort Boot um Boot, jählings hinabgerissen.

*Berlin und »Neue Gemeinschaft«*

Berlin

Endlos ausbreitest du, dem grauen Ozean gleich  
Den Riesenleib; in dunkler Ferne stoßen  
Die Zinnen deiner Mauern ins Gewölk, und bleich  
Und schattenhaft verschwimmen in der großen  
Und letzten Weite deine steinigen Matten.  
Weltstadt, zu Füßen mir, dich grüßt mein Geist  
Zehntausend Mal; und wie ein Sperber kreist  
Mein Lied wirr über dich hin, berauscht vom Rauch  
Und Athem deines Mundes: Sei begrüßt du, sei begrüßt.

‘S ist Sommermittagszeit, und leuchtende Sonnenflut  
Strömt aus den Himmeln über dich; rings blitzen  
Und flammen deine Mauern, und in weißer Glut  
Erglühen die Dächer und der Thürme Spitzen,  
Und helle Wolken Staub’s, die aus den Tiefen steigen.  
Gleich einem glühenden Riesenkessel liegst du, – Brand  
Dein Athem, Feuer dein weitfließendes Gewand,  
Starr, unbewegt, gleich wie ein Felsenmeer,  
Das nackt mit weißen Rippen aus der Wüste steigt.

Erstorben scheinst du, doch du bist es nicht,  
Erzittert nicht die Luft vom dumpfen Toben  
Des Meeres, das in deinen Schlünden bricht  
Und wühlt und brandet, wie vom Sturm durchstoben,  
Und donnernd tausend Schiffe zusammenschleudert.  
Wild gelt der Schrei der Schiffer Tag und Nacht  
Durch Licht und Nebeldunst, und ewig tost die Schlacht  
In deinen Tiefen: trümmerübersät

Von bleichen Knochen startt ringsum dein dunkler  
Grund.

Schäum auf, du wilde Flut und tose an!  
Die du zerreißend hingegst und mit gier'gem Maule  
Zehntausende verschlingst, *ein* Schrei und dann  
In dunklen Wirbeln schwemmst du alles Faule  
Und Schwache tief hinab in deinen Abgrund...  
Dich rhrt kein Weinen und kein heiß Gebet,  
Der Klagenden Geschrei lautlos und stumm verweht  
In deiner Brandung Donnern, aber sanft  
Und weich umschmeichelst zärtlich du des Starken Fuß.

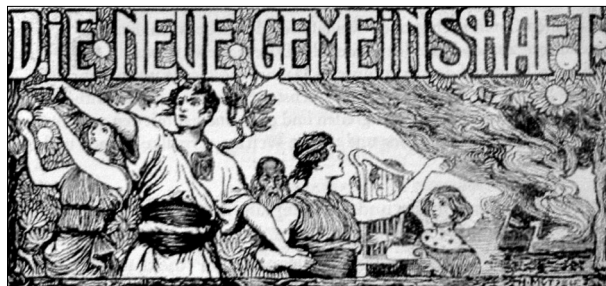
Du strm in meinen Busen deinen Geist,  
Gieß deine raue Kraft in meine Glieder,...  
Gewaltig fat's in meine Seele, reißt  
In deiner Schlachten wirr Gedrng' mich nieder,  
Wo Schwert und Lanze auf die Brust mir fahren.  
Erstick die Thräne und den Klagelaut,  
Der feig von meinen Lippen sonst getaut,  
Den Becher trüben Weins, der nur zu lang  
Die Zeit berauscht, werf ich in deine Flut.

Grmliche Weisheit, die in unsre Brust  
Den Giftpfeil stößt und uns als Schuldgeborne  
Ewig verdammte zeichnet, unsere Lust  
Und Schaffen mordet, und gleichwie Verlorne  
Verachtet macht, hier will ich ihrer lachen.  
Aus deinen düstren Mauern, Weltstadt, reckt  
Ein Geist sich mächtig auf und streckt  
Die Hand gewaltig aus und deiner Flut  
Gesang stürmt mir ins Ohr ein besser Lied.

Dich fühl' ich, Menschengeist, dein Schatten steht  
Gewaltig über der Stadt lichtglhenden Mauern,  
Ich fühl es, wie dein Odem mich umweht  
Und mich durchrinnt gleich heiligen Liebesschauern...  
Gewitter rollen auf, die Sinne dunkeln:

Schlachtruf durchgellt die Luft, der Himmel bricht,  
Durch schwarze Wolken fährt ein feurig Licht,  
Und bleiche Schatten fliehn, ein Antlitz blutbeströmt  
Und dort ein anderes versinkt in Nacht.

Dich, Kraft, besing' ich, die Natur du zwingst  
In deinen Dienst, und dumpfen Sinnesträumen,  
Des Fleisches totem Kerker uns entringt, –  
Du Kraft, laß alle meine Adern schäumen  
Von deinem warmen Blut... Euch alle sing' ich,  
Arbeiter, Krieger, die der Menschheit Baum  
Mit ihrem Schweiß und mit dem heil'gen Schaum  
Des Blutes düngen... Singen will ich den Kampf  
Mit dir Natur, Fleisch, Staub und Tod.



Vom Schreibtisch und aus dem Atelier  
Die Entstehung der *Freien Bühne*  
Persönliche Erinnerungen von Julius Hart

[...] Dem jungen Poetengeschlecht, das in den achtziger Jahren in die Arena stürmte, allem Bestehenden den Krieg erklärte, den herrschenden Göttern und Helden der Literatur den Fehdehandschuh hingeworfen hatte, und den alten Ruf nach Natur und Wahrheit, die Ideale jeder Sturm- und Drangliteratur wieder erneuerte, brachte das Jahr 1889 die erste Ernte. Die ersten Erfolge. Es wandte ihm die allgemeine öffentliche Aufmerksamkeit zu. Unsere Stimme war bis dahin noch nicht weit über unsere eigenen Kreise gedrungen. Nur an den Kaffee- und Wirtshaustischen, an denen wir selber saßen, wusste man so recht, wie viel Genie bereit stand, dem deutschen Volk eine ganz neue, noch nie dagewesene moderne Kunst darzubringen. Noch blutete sich diese moderne Seele vor allem nur in lyrischen Gedichten aus. Die Häupter der Bewegung und die ganze Gemeinde konnten noch an einem Tisch und in der Stube bequem untergebracht werden. Die Manuskripte, die niemand drucken und verlegen wollte, waren in erdrückender Mehrheit vorhanden, und selig leuchtete das Dichterauge, wenn sich zwölf Opfer bereit fanden, den Offenbarungen der neuen Kunst zu lauschen.

Diese gelegentlichen und zufälligen Zusammenkünfte, literarischen Stammtische, Vereinigungen, Disputiergesellschaften, Vorleseabende, zu denen wir uns damals in den achtziger Jahren als das »jüngste Deutschland« zusammenfanden, sind der eigentliche Ackerboden und die natürlichen Keime gewesen, aus denen sich zuletzt die ganze Freie Bühnen-Bewegung selbstverständlich und selbständig entwickelte mit ihrem Anhang freier lite

rarischer Gesellschaften, aus denen auch das Überbrettel und das Kabarett erwuchs. So eine »Freie Bühne« war damals rasch aufgeschlagen und ebenso rasch wieder abgebrochen. Es kostete kein Geld, es brachte keins ein. Ein Publikum, ein *odi profanum vulgus*, war nicht vorhanden. Es brauchte nicht erst feierlich mit Horazischen Gebärden von unseren Schwellen zurückgewiesen zu werden. Unter den Zuhörern wußte und fühlte sich jeder als auch einer, als selber einer, und wurde von allen Anwesenden mit mehr oder weniger Hintergedanken als solcher anerkannt. Der Publikumskunst, der Kunst der feilen Menge, hatten wir mit vor allem den Krieg erklärt. Die Kunst, die nach Brot geht und eine milchende Kuh ist, die Geschäftskunst, das Geschäftstheater, wurde in Acht und Bann getan und mit allen schweren Anklagen überschüttet. Wie mit den Zungen asketischer Kirchenväter eiferten wir gegen das simonische Wesen, und die Kunst vom Joche des Kapitalismus zu erlösen, gehörte mit zu den wichtigsten Programmpunkten. In diesem reformatorischen Feuer glühte zuletzt jeder von den jüngsten Poeten und Schriftstellern, die sich damals unter dem Banner von Natur und Wahrheit in Berlin zusammenfanden, und mehr oder weniger waren alle von diesem asketischen Tolstoischen Idealismus angesteckt, teils, weil der schnöde Kapitalismus einstweilen auch gar keine Miene machte, die Hand nach ihnen als Opfern auszustrecken, teils in Begeisterungen und seligem Jugendüberschwang, im Glauben an die Kunst, die reinen Geistes ist und Religion sein soll. Und dieses Feuer seligüberschwenglichen Idealismus' gab zuletzt der jungen Berliner Literatur damals ihre besondere Weihe und Eigenart. Von ihm strömte über die Zusammenkünfte Wärme und Erregung aus. Von einer Dekadenz- und Fin-de-siècle-Stimmung war noch gar nichts zu verspüren. Umgekehrt! Alle fühlten sich als Tagesanbruchsmenschen und vor Sonnenaufgang, prophezeiten in

einem fort Morgenröten und neues Leben, neue Wege und neue Ziele. Es kam darauf an, Prophet zu sein, und als Prophet war man Fanatiker und besaß seinen alleinseligmachenden Glauben, seine alleinseligmachende Wahrheit – sein Programm, seine Theorie. [...]



## Die Umfrage Betrachtung und Vorschlag (1905)

*Nulla dies sine linea.* Kein Tag ohne Umfrage oder, wie man im Deutschen sagt, Enquête. Kein Tag ist etwas viel gesagt, keine Woche wiederum zu wenig. Da ich noch keinerlei Jubiläum gefeiert, keinen Raubmord begangen, kein Kassenstück geschrieben habe, bin ich nur eine Berühmtheit letzter Klasse. Trotzdem werden selbst an mich alljährlich ein paar Dutzend Umfragen gerichtet. Mit wie vielen mögen da erst die großen Berühmtheiten, die Kadelburg, Sudermann, Fräulein Luxemburg, Oyama, Haby oder gar die gefeierten Jockeis, Hungerkünstler und Athleten überschwemmt werden. Es ist schwer zu ermessen. Die Umfrage, die meist nach dem bekannten Muster gefertigt ist, »Wie denken Sie über Rumänien?«, kennt weder eine Schonzeit, noch einen Schongegenstand. Nichts ist ihr zu klein, nichts zu groß, um erörtert zu werden. Allzu teuer kommt die Sache auch nicht. Jeder, der nichts Besseres zu tun hat, jeder, dem eine schlaflose Nacht Gelegenheit gibt, sich etwas recht Verwickeltes oder Einfältiges auszusinnen, kann sich mit geringen Kosten eine Umfrage leisten.

Über was ich alles in den letzten paar Jahren eine Meinung haben sollte, weiß ich so genau nicht mehr. Es wird aber gerade genügen, wenn ich das an Fragen aufzähle, was mir ohne viel Nachdenken in Erinnerung kommt. Vier Zeitungen wünschten dringend zu wissen, wie ich über Schiller denke, über seine Bedeutung für Gegenwart und Zukunft, welche seiner Dramen mir am besten gefielen, welchen Einfluß er auf mein eigenes Fühlen, Denken, Schaffen gehabt habe. Zwei Spanier erkundigten sich, wie mein Verhältnis zu Cervantes und dem Don Quichotte sei. Dem Plattdeutschen Verband lag daran zu erfahren, ob ich in der »Verhochdeut



schung« von Reuters Stromtid eine Ungeheuerlichkeit oder etwas Ersprießliches erblickte. Andere Leute zeigten ein lebhaftes Bedürfnis, mich auszuforschen, welches meine Lieblingsbücher, Lieblingsblumen, Liebesspeisen seien, ob ich beim Arbeiten rauche oder trinke, was ich vom Einfluß des Radiums auf Geist und Seele halte, ob ich Gymnastik treibe oder nicht. Dergleichen Fragen lässt man sich gefallen, sie eignen sich gut zum Gesellschaftsspiel und fordern keine Hirnanstrengung. Aber es fehlten auch die größeren und großen Fragen nicht, die man mit einem Quartband beantworten müsste, um nur einigermaßen eine Antwort zu umgehen. Wie denken Sie über Antisemitismus, Alkoholismus, Spiritismus, Frauenstudium, Prügelstrafe, Todesstrafe, Homosexualität, Weltpolitik, glauben Sie an eine künftige idealistische Kulturentwicklung, an eine religiöse Neubildung, an die leibliche Wiedergeburt, was halten Sie von der Zukunft des Protestantismus, wie ist Ihre Ansicht über die Aussichten des Buddhismus?

Wie man leicht einsieht, müsste eine Aufklärungszeit sondergleichen hereinbrechen, wenn alle diese Umfragen genügend beantwortet würden. Aber es scheint, dass der Erfolg nur selten den liebevollen Bemühungen entspricht. Zum großen Teil arbeitet das Geschäft offenbar unter der Devise: Zehn Narren fragen, kein Weiser antwortet.

Und doch ist die Umfrage ganz gewiß eine Erscheinung, die eine hohe Kultur voraussetzt. Ihre ersten Anfänge freilich gehen, wie das so ziemlich bei jedem Kulturzeugnis der Fall ist, in die Urzeit menschlicher Entwicklung zurück. Als der Mensch der Steinzeit, mit guten Gesellen ums wärmende Feuer gelagert, das erste alkoholische Getränk behaglich schlürfend prüfte und dann die Genossen fragte: »Na, Kinder, wie denkt ihr über den Stoff?«, da war der Keim der Umfrage gelegt. Zur prunkenden Blüte aber konnte der Keim sich erst

entfalten, als die Kunst des Druckes, als der Zeitungsbetrieb, als Post- und Eisenbahnverkehr die heutige Steigerung erfahren hatten. Erst jetzt konnte die Umfrage rasch und billig durch alle Lande eilen und ohne Schwierigkeiten auch den fernsten Wissenden heimsuchen, mochte er einsam auf dem Montblanc als Wetterbeobachter hausen oder forschend durch die Wüste ziehen. Am Ende seiner Wanderung, in Timbuktu oder Kuka, lauerte bereits auf ihn die Umfrage. Eine notwendige Voraussetzung ihrer Verbreitung war aber auch das Adreßbuch. Erst seitdem jeder Beruf seinen Adreßkalender hat, kann der Umfragetiger mit aller Bequemlichkeit sich seiner Beute, der Berühmtheiten versichern. Der Zusammenhang zwischen Umfrage und Kulturreise ist so innig, daß er die Möglichkeit gibt, eins der bedeutsamsten Probleme ohne weiteres zu lösen. Noch immer geht der Disput hin und her, ob auch andere Sterne, außer der Mutter Erde, von höher organisierten, geistig begabten Wesen bewohnt werden. Das eine läßt sich in dieser Sache unzweifelhaft behaupten, daß auf keinem Planeten und keinem Fixstern Wesen hausen, die in der Kultur weiter vorgeschritten sind als wir. In anderem Falle müßte längst aus dem Kosmos her eine Umfrage an die Menschheit gelangt sein.

Unter Rubriken bringen läßt sich die Umfrage nach verschiedenen Gesichtspunkten: Nach Ursprung, nach Inhalt nach Wort. Entweder geht sie aus vom Staat, von einem Verein, einer Zeitung oder einer Privatperson. Hinter den privaten Umfragen verbirgt sich nur zu oft eine gewinnsüchtige Absicht; heimtückisch sucht der Umfrager auf dem Umwege Autogramme zu erhalten. Dem Inhalt nach unterscheiden sich die Umfragen in literarische, wissenschaftliche, politische usw.; dem Werte nach in alberne, törichte, weniger törichte und nicht ganz törichte.

Legion ist ihre Anzahl. Und doch würde es rein subjektiv geurteilt sein, wollte man sagen, daß zu viel umgefragt wird. Für den einzelnen bedeutet ja die Sache meist eine Quälerei, er soll sich aussprechen, ohne den inneren Drang zur Aussprache zu haben; und wenn er ihn hat, fehlt's ihm an Zeit. Aber man muß sich über diese subjektive Betrachtungsweise, über diesen Egoismus erheben. Gerade der wilde Eifer, mit dem umgefragt wird, zeugt dafür, daß es sich um eine kulturelle Notwendigkeit handelt. Ist das aber der Fall, bedeutet der Wissensdurst der Umfragenden eine lebendige Förderung unserer nationalen und menschheitlichen Entwicklung, dann muß ohne Voreingenommenheit, in objektivem Wahrheitsdrang zugegeben werden, daß nicht zu viel, sondern im Gegenteil zu wenig umgefragt wird. Auf diese und jene Einzelheit unseres Wollens und Fühlens, Denkens und Forschens fällt durch die beantworteten Umfragen ein blendendes Licht. Aber auf jeden derart erleuchteten Einzelpunkt kommen tausend andere Punkte, die im dicksten Dunkel bleiben.

Wie soll dem abgeholfen werden? Es gibt nur einen Weg. Bisher ist das Umfragen ganz willkürlich, ohne Regel und Gesetz, ganz zusammenhanglos betrieben worden. Auf diese Weise lassen sich weder vollständige noch gründliche Ergebnisse erzielen. Es ist nötig, das Umfragen in System zu bringen und es nach größtem Maßstab zu organisieren. Was haben Psychologie, Physiologie für einen wesentlichen Nutzen davon, wenn durch Umfragen einzig und allein über meine Lieblingsbücher, Lieblingswesten, Lieblingstaschentücher, Lieblingsstaatsmänner, Lieblingsgassenhauer, im Finstern darüber, ob ich lieber faulenze oder arbeite, ob ich mehr Neigung habe zum Ameisenbär oder zum Ichneumon, ob ich lieber von Kannibalen gefressen sein möchte als vom Krokodil? Oder, um auf ein ander Gebiet zu kommen, wie kann die Literaturgeschichte genügend aufge

hellt werden, wenn immer und ewig nur über Schiller und Goethe umgefragt wird, wenn nie die Ansichten über Uz, Langbein, Pfeffer, Pyra, Johann Valentin Pietsch gründlich ausgeforscht werden? Da hilft nichts anderes, es müssen vielgliedrige Kommissionen gebildet werden, die nach umfassenden Vorstudien einfach alles, was ist, auf Fragebogen in Frageform zusammenstellen. Und diese Fragebogen müssen nicht nur an einige Erwählte, sondern, wie Volkszählungs- und Steuerlisten an jeden Mitbürger verschickt werden. Nur so kann ein vollständiges Material zusammenkommen. Am besten wird es sein, wenn die Umfrage Staatsmonopol wird und das Antworten unter Strafandrohung erzwungen werden kann. Bei Fragen, die eine ausführliche Antwort, eine Abhandlung erheischen, könnten Honorare ausgesetzt werden. Wenn Sully, Heinrichs IV. Minister, das Ziel materieller Wohlfahrt darin sah, daß jeder Bauer Sonntags sein Huhn im Topfe habe, so darf ich es wohl als Teil idealer Kultur bezeichnen, daß jeder Bürger an jedem Sonntag seinen Umfragebogen vor sich liegen hat. Eröffnet werden müßte dieser systematische Betrieb natürlich mit der Umfrage: »Wie denken Sie über die Umfrage?«

So mein Vorschlag! Ich werde es mir überlegen, ob ich ihn nicht zum Gegenstand einer Umfrage machen soll.

## Der Zuschauer Eine paradoxe Epistel (1906)

Sie schreiben mir, Verehrtester: »...Wenn auch dies neueste Wer wieder ganz unbeachtet bleibt – dann geb' ich's auf. Dann zerbrech' ich die Feder und werf' mein Tintenfaß in die Elbe, wo sie am tiefsten ist. Vielleicht haben Sie recht. Vielleicht leiden wir bereits an einem Übermaß, einem Wucherwachstum von Kunst, Kunst- mache und Kunstgetue, an einer Überzüchtung von Künstlern. Vielleicht hat die Kunst in der Tat etwas von dem schmarotzenden Ranken- und Lianentum, daß, wenn es allzu wild sich ausbreitet, Saft und Kraft des Waldes, der da Kultur heißt, erschöpft. Manchmal denke ich ja selbst beim Schaffen: Ist das denn wirklich etwas Notwendiges, was du treibst? Kannst du noch etwas bilden, was nicht längst schon vorhanden, feiner und reiner vorhanden ist, was die anderen, die von der Welt Gefeierten, nicht besser machen könnten als du? Trägst du nicht Wasser in einem Eimerchen zum Meer? ... Aber habe ich nicht die Pflicht, gegen solche müden Stimmungen anzukämpfen? Es gibt ja doch nichts Herrlicheres als das Schaffen, als das, was in einem gärt und webt und nebelt, ans Sonnenlicht zu bringen, in Farbe und Gestalt zu verkörpern.« ...

Verehrtester! Ich weiß nicht: soll ich Sie zum Weiter- schaffen ermutigen, oder soll ich Sie entmutigen? Es kommt freilich nichts darauf an. Sind Sie ein Könner, so werden Sie auf meinen Rat nichts geben. Sind Sie es nicht, noch weniger. Sind Sie es, so werden Sie pfeifen auf das, was ich sage. Sind Sie es nicht, trommeln. Aber für den Fall, daß Sie wirklich resignieren sollten, möchte ich Ihnen einen Trost mit auf den Weg geben. Ich möchte Ihnen die Furcht nehmen, daß Sie menschlich sinken, wenn Sie aus dem Orden der Schaffenden in die

Gemeinschaft der Genießenden übertreten. Ich möchte Sie fröhlich machen durch eine Lobrede auf den Menschen, der sich nicht quält mit Reim- und Marmorsorgen, mit Schlachten- und Völkerleitung, sondern nur zuschaut und genießt.

Bedeutet denn wirklich der Schaffende, das heißt der Produzierende, der sein Empfinden, Vorstellen, Wollen äußerlich in Taten oder Werke umsetzt, etwas höher Menschliches als der Genießende? Ist das Reich der Genießenden nicht unendlich weiter als das des Schaffenden? Der Schaffende verkriecht sich gern in eine enge Welt von Sonderideen und Sondervorstellungen, er muß es sogar, weil er sich sonst ins Bodenlose verliert, er muß Grenzen einhalten, denn nur einen begrenzten Teil der Welt kann er meistern. Je einseitiger er wird, desto stärker sein Können. Und ärger noch verengt er sich die Welt durch Neid und Missgunst gegen die anderen Schaffenden. Wenn selbst Michelangelo davon besessen war – welchem Helden, welchem Künstler wäre zu trauen, daß er ganz davon frei ist? Jeder Produzierende, der ein Werk in die Welt hinausstellt, mag er nun Künstler oder Techniker oder Staatsmann sein, will auf die Welt wirken. Mithin gibt es für ihn eine Konkurrenz, mithin stachelt ihn Ehrgeiz; Arm in Arm aber mit dem Ehrgeiz geht der Neid. Von alledem ist der Genießende frei. Für ihn gibt es kein Sorgen und Kümmern um Lob und Spott. Für ihn gehen all die Schaffenden im Joch. All' das Ihre ist sein. Und in keine Grenzen ist seine Macht gespannt. Er kann heute mit Mozart jauchzen, morgen mit Beethoven grübeln und sinnen, heute mit Lenau träumen, morgen mit Herwegh toben. Er kann sich begeistern für alles, was ihn erfreut, aufrüttelt, erregt, für Wagner wie für Verdi, für Bismarck wie für Bebel. Er braucht keiner Partei, keiner Richtung zu folgen und sich in der Umgarnung seinen natürlichen Freiheitsdrang, seine Sehnsucht: alles, alles zu umspannen –

verkümmern zu lassen. Und wenn der Schaffende vor ihm die stärkere Konzentration voraus hat, so er die größere Weite und den Reichtum. Schließlich aber ist es überhaupt nicht not, den Unterschied zwischen Schaffen und Genießen, zwischen Handeln und Zuschauen allzu scharf zu betonen. Eine schroffe Mauer trennt beides nicht. Alles Schaffen ist zugleich Selbstgenießen, und alles Genießen ein Mit- und Nachschaffen. Nicht wie ein hohler Sack, in den man Mehl einschüttet, ist das Genießen, wenn es das rechte ist; eher ist es etwas Lebendiges, Mittätiges, ein geistiges Verdauen; das, was aufgenommen wird, vermählt sich mit dem Empfinden des Genießenden und erzeugt etwas Drittes, an dem der Eindruck von außen und das eigene Innenleben gleichen Anteil haben. In seinem Urgrunde ist alles Schaffen zunächst Genießen; erst muß der Schaffenslustige die Umwelt genießen, in sich aufnehmen, ehe er sie neu aus sich heraus gestalten kann. Und die ersten dunklen Vorstellungen, Träume, Phantasieen, die sich bilden, sind noch mehr Genießen als Schaffen; die mühevollen Arbeit beginnt erst, wenn das Werk des Künstlers aus dem Innern austritt und in äußeres Material gebannt wird, in Wort, Ton, Marmor, oder beim Feldherrn, wenn sein Plan durch dressiertes Menschenmaterial verwirklicht werden soll. Mit der äußeren Gestaltung gewinnt der innere Traum an Klarheit und Deutlichkeit, aber er verliert an Unendlichkeit, Tiefe, geheimnisvollem Reiz. Jeder Künstler weiß, daß nur jenes Träumen und Phantasieren, das dem eigentlichen Schaffen vorausgeht, ungetrübte Seligkeit bedeutet, daß aber die Freude, das Werk auszugestalten, um es der Welt, den anderen darzubieten, mit sehr viel Bitterkeit gemischt ist. Und so war sicherlich auch der Traum von Macht, den Bonaparte träumte, beglückender als der Machtbesitz selbst... Oft wenn ich im Theater sitze, frage ich mich: Wer hat denn im Grunde das bessere Teil erwählt? Er, der

Vielgequälte, der das Drama in Schmerzen gezeugt hat, der nach jedem Akt blaß und bänglich wartet, ob Klatschen oder Zischen seiner Mühe Lohn ist, oder der Zuschauer, dem die Arbeit des Schaffenden wie eine reife Frucht in den Schoß fällt, der sich den süßen Kern herausholen kann, ohne die bittere Schale mitverdauen zu müssen, der stolz als Richter dasitzt, während der Schaffende beinahe den Angeklagten spielt? Ist der Zuschauer nicht gleichsam der Herr, der Künstler nicht fast sein Knecht, der mit Späßen oder mit Erregungen den Gebieter bedient? Es ist tatsächlich so, und im alten Rom, im Orient, in China war ja der Künstler nicht nur dem Wesen nach, sondern auch formell der Sklave, nur der Genießende der Freie. Daß der Gebieter selbst tanzen, schauspielern, malen, musizieren sollte, wer würde im Orient auf die Idee kommen? Für all' das hält man sich seine Sklaven. Und wenn ich davon lese, dass am Hofe der omajadischen und abbassidischen Kalifen sich zuzeiten hundert Dichter drängten und um Gunst und Gabe wetteiferten, da wird es mir schwer, mir vorzustellen, dass so ein bettelnder Poet der höhere Mensch, der Kalif aber, der Genießende, ihm gegenüber nur Mensch zweiten Ranges gewesen sein sollte.

Als Pythagoras eines Tages mit Hieron, dem König von Syrakus, zusammenkam, fragte ihn dieser: »Was ist eigentlich dein Stand, dein Beruf?« »König«, antwortete der Weise, »du bist ein Freund der olympischen Spiele und weißt, wie es in Olympia hergeht. Zur Zeit der Feste kommen einzelne dahin, die sich mit Laufen, Ringen oder sonst wie einen Preis verdienen wollen. Andere kommen als Händler hin, um bei der zahlreichen Menge ihre Waren los zu werden. Wiederum finden sich andere ein, um Bekannte und Verwandte wiederzusehen und mit guten Freunden sich lustige Tage zu machen. Noch andere aber sind schließlich da, die nur zuschauen



wollen. Zu ihnen gehöre ich. Ich bin einer von denen, die in die Welt gekommen sind, zuzuschauen.«  
Wer sich wie Pythagoras auf das rechte Zuschauen versteht, der hat wahrlich keine Ursache, den Handelnden und Schaffenden, den Laufenden, der sich den Atem ausrennt, den Ringenden, dem Arm und Bein zerschmettert wird, zu beneiden. Freilich, dem Zuschauer winkt kein Lorbeer und Ölblattkranz. Dafür bleibt er aber auch verschont von all' dem Hässlichen, Tierischen, Gemeinen, das mit dem Konkurrenzkampf um Macht und Ehre verbunden ist. Er sitzt auf erhöhtem Platz und darf sich getrost einbilden, daß einzig zu seinem Vergnügen die Akteure auf der Weltbühne spielen. Ihm ein Schauspiel zu bieten, kämpfen die Alexander und Cäsar, die Cromwell und Bismarck, ihn zu ergötzen, malen die Raffael, musizieren die Rossini, tanzen die Vestris. Alles, was geschieht, ist ein Schauspiel für ihn, den Zuschauer. Und weiter nichts.

»Ein Schauspiel: wie sie sich da drunten schlagen,  
Die Toren, um ein aufgeputztes Nichts,  
Um Scherben, um die Laune eines Wichts,  
Um Throne, die von heut bis morgen ragen...  
Du aber lächle, mische dich nicht ein  
Und quäl' dich nicht mit Zorn und Mitleidspein...  
So bist du Gott, die Welt ist deine Bühne.«



## Unsre Gemeinschaft

Unsre Gemeinschaft ist eine Erkenntnis- und Lebensgemeinschaft, geeinigt in der Weltanschauung des realen Monismus, in der Anschauung von der Vieleinheit, Wandlung und Wiederverjüngung, von den steten Neuerungen und Entwicklungen aller Dinge. Den Kern dieser Anschauung bildet die Erkenntnis der Identität von Welt und Ich, die Vorstellung vom Welt-Ich. Als Welt-Ich ist alles, was da ist, Jeder und Jedes, ewig, ohne Anfang und Ende, unvergänglich, unzerstörbar. Und in immer neuen Verwandlungen besteht alles, was da ist, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Die neue Weltanschauung überwindet als Identitätslehre alle Gegensätze und Widersprüche, welche im Gebiet der alten Weltanschauung Wissen, Wollen und Leben durchsetzen. Und mit diesen Gegensätzen überwindet sie die eigentliche Triebkraft aller Leiden und Kämpfe, allen Bangen und Zweifeln, aller Verzweiflung und allen Elends. Über alle Gegensätze hinaus führt sie zu einer lichten Harmonie im Denken, Fühlen und Leben des Einzelnen, für die Gemeinschaft aber ermöglicht sie die Verwirklichung des höchsten Kulturideals.

Unsre Gemeinschaft will die neue Weltanschauung durch Schrift und Wort verkünden und erläutern, auf dass sie in immer weiteren Kreisen Anhänger gewinnt. Sie will aber auch die Anschauung in *Leben* und *That* umsetzen, Wissen und Empfinden, Wollen und Handeln zu innigstem Einklang führen.

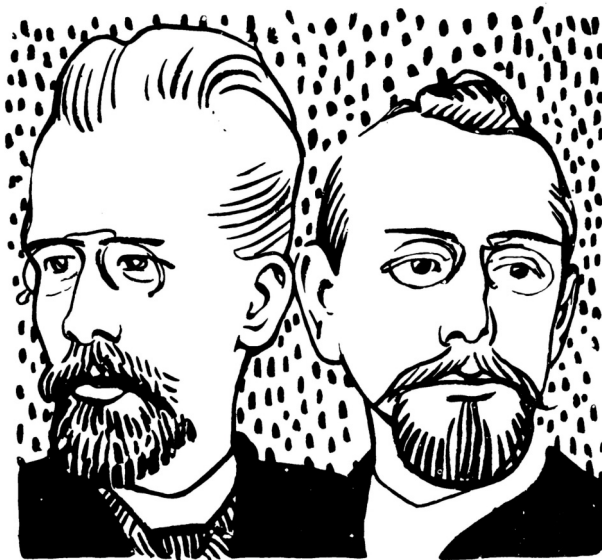
Über all die Trennungen hinaus, welche die heutige Menschheit zerklüften, will unsre Gemeinschaft diejenigen zusammenführen, in denen sich klares Schauen, reife Einsicht mit dem festen Willen verbindet, die neue Weltanschauung zu leben und das höchste Kulturideal zu verwirklichen. Weiterhin jedoch sucht sie auch dieje

nigen heranzuziehen, die ihren Ideen und Bestrebungen  
*vorläufig nur sympathisch* gegenüberstehen, aber guten  
Willens sind, sich in die neue Weltanschauung einzule-  
ben und mit ihrem Geiste zu erfüllen.

Wer sich uns anschließen, wer *nähere* Mitteilungen  
wünscht, wird ersucht, sich zu wenden an:

Heinrich Hart.  
*Charlottenburg,*  
Rönnestr. 11.

Julius Hart.  
*Berlin-Steglitz,*  
Florastr. 2.



## Vom Alten und Neuen

Der Sonne sind wir durch die Nacht entgegen gegangen.  
Und aus grauen Nebeln und Dämmerungen rang sich  
die feurige los. Morgenwinde umwogen unsere Höhen  
und tiefatmend schauen wir über das grüne Sommer-  
land, über die Äcker und das Wasser hin und grüßen den  
jungen Tag und das neue Licht.

Doch sind wir nicht Thoren gewesen, daß wir die gute  
Ruhe der Betten in dieser Nacht uns verscherzt haben?  
Was lockte uns zu diesem Schauspiel hin, das in aller  
Wahrheit des Wortes ein alltägliches Schauspiel ist? Ewig  
dasselbe seit unendlichen Zeiten? Neues verlangen wir  
von der Kunst unserer Tage, nie Dagewesenes, Überras-  
schendes! Nie Gehörtes sollen die Denker Euch verkün-  
den; und daß sie uns Neues enthüllen und offenbaren,  
dessen rühmen sich die Geister, heute wie vor zehn, vor  
dreißig wie vor hundert, vor tausend Jahren. Stets Neues  
wollen wir schauen, wissen und erleben. Süßer Dichter-  
mund, singe uns stets Frisches und Neues, fordert das  
morgenfrohe hafisische Lied. Aber was ist Neues an  
diesem unseren Morgen, was ist Neues dort am Lichte  
der Sonne und an den Farben und Formen der Wolken?  
Was kann uns diese alte Schauspiel sagen, das wir nicht  
schon längst wüßten? Was sehen wir heute, das wir nicht  
schon immer gesehen haben und Jeder täglich sehen  
kann?

Alles ist schon dagewesen, ruft die andere Stimme Euch  
zu, und wohin Ihr auch blickt, nach Osten und Norden,  
nach Westen und Süden, diese Wasser und Wiesen, diese  
Bäume und Blüthen, und wie Ihr auch in Euer Inneres  
hineinblickt, all Eure Gefühle und Gedanken, Haß und  
Liebe, Furcht und Hoffnung, Leiden und Lüste, Euer  
Meinen und Glauben,... Alles ist schon dagewesen.

Nichts Neues entsteht unter der Sonne, und die Sonne dort selber glüht als die alte und ewig die gleiche Sonne. Ewig entsteht ein Neues! Neues entsteht nie! Alles ist alt und von je her gewesen! Es giebt kein Altes, das immer war. Was Euch als Neues erscheint, ist in Wahrheit ein Altes. Was Ihr das Alte und das Immerseiende nennt, ist stets ein Neues und Niegewesenes. Wild und wirr sprechen wir Menschen seit Jahrtausenden gegeneinander und ringen umsonst mit diesen furchtbaren Widersprüchen unseres Denkens und können einander nie verstehen. Und um unsere Welt wob sich ein finsterner Nebel, aus dem es uns wie mit Wahnsinnsaugen anstarrte. Wir hörten die seltsamen Reden und Worte vom ewig Alten, das ein unablässig Anderes und immer Neues sein soll, und wir glaubten, die unheimlichen Rätselworte einer spöttischen Sphinx zu hören, die uns mit einem Hexen-Einmaleins foppte.

Welträtsel! riefen wir. Welträtsel! Undurchdringliche Rätsel umhüllen uns wie die Nacht, die nun hinter uns liegt. Aber wir sind der Sonne entgegengegangen, daß uns das reine Licht und die ganze Helle des Lebens umflute. Und solange wir Lebendige sind, wollen wir uns das Licht und die Klarheit preisen. Sterben wir, so wollen wir uns der Dunkelheit freuen und der weichen und kühlen Schatten. Mit dem Auge der Vernunft sahen wir auf die Dinge hin, die da alt sind und die Ihr nicht alt nennen dürft, wenn Ihr sie neu nennt, und immer wieder schreit unser Verstand qualvoll auf, wenn er dieses wirre In- und Durcheinander-Reden hört, und verzweifelt ruft er aus: Das ist das, was ich nicht verstehe und niemals begreifen werde. Welträtsel! Ignorabimus! Doch welche Hand war es, die das Marmorbild der Göttin Vernunft, als höchste Göttin für uns aufgerichtet, zerschlug und zertrümmerte? War es fromme Dummheit, war es christlicher Pöbelgeist, war es ein mystischer Schwärmer, der so frech am Erhabensten sich verging?

Nein! Der echtste Sproß und Sohn eines goldenen Zeitalters der Vernunft, das wie kein anderes die Vernunft feierte und pries, der Vernunftmensch aller Vernunftmenschen führte den Hammer. Der Geist Immanuel Kants sprach das Ignorabimus. Nur die Erscheinung, nur das Außenwesen der Dinge ist für unsere Vernunft zugänglich, aber blind ist ihr Auge für den inneren Kern und das Wesen der Dinge.

Unsere Vernunft ist blind. Unsere Vernunft stammelt ein Ignorabimus. Denkend und sprechend sind wir ewig verstrickt und gefesselt in Widersprüchen.

Achten wir wohl auf das Wort! Unsere Vernunft erfaßt nicht die Welt des Absoluten, wo die Widersprüche gefesselt und gebunden zu unseren Füßen liegen, steht fragend vor jenem tiefen und süßen Geheimnis der Natur, die über Gute und Böse scheint und regnet, unserer Trennungen und Feindschaften spottet und vor unseren Augen unablässig Eins ins Andere umkehrt und verwandelt. Blind ist die Vernunft! Mehr hat der große Rationalist nicht gefragt, mehr hat er nicht sagen können.

Aber ist unser Wissen nur ein Vernunft-Wissen, unser Erkennen nur ein Vernunft-Erkennen? Menschen sind wir. Sind wir Menschen nicht mehr als nur Vernunft? Mit tiefsten Wurzeln stiegen wir hinab und ruhen in einer anderen Welt, ruhen in einem Sein, das noch ein ganz anderes als nur unser menschliches Sein ist. Unablässig strömt eine Welt in uns hinein, durchflutet und durchwogt uns mit Säften und Kräften, Luft, Wasser und Pflanzen nähren uns und werden zu unserem Fleisch und Blut, – Dinge, die nicht reden, denken und sprechen und dennoch lebendige Dinge sind. Wie soviel mehr wiegt unser Gehirn, in wieviel günstigerem Verhältnis steht seine Masse zur Masse unseren Körpers als das winzige Gehirnchen vorsintflutlicher Geschöpfe, das mit einem wüst ungeheuerlichen Riesenleib zusam-

menhängt! Armselig genug mag so ein Geschöpf denken und vernünfteln, aber es lebt eigentlich wohl dasselbe Leben, das wir Menschen leben, wir meisten, die wie wir Tiere um nichts Anderes kämpfen als um das Brot und den Geschlechtssaft, wüst, wild und roh, einander zerfleischend. Es ist dasselbe Leben, mit viel und mit wenig Verstand. Wo sind unsere Sinne, unsere Augen und Ohren, wenn wir die Stufenleiter des Lebens hinabsteigen? Wo ist das verschlungene Netz unseres Nervensystems? Ein Klümpchen Eiweiß, eine Zelle besitzt nicht unsere Denk- und Sinnesorgane, dennoch lebt es, dennoch ist es ein lebendiges Wesen. Und um ein paar Jahrzehnte nur zurück, da sind wir alle nichts gewesen als eine solche Zelle. Wir lebten, aber wir lebten kein menschliches Sein, wir lebten und wuchsen und nährten uns und bedurften dazu weder dieser Vernunft noch dieser Sinne, weder dieses Denkens noch dieses Redens. Doch wir, die wir nur Zellen waren, sind zu Zellen geworden, aus einem Zellenleib wuchs unser Menschenleib empor, – und das Wunder aller Wunder, das doch das allgewöhnlichste, unverwunderlichste Wunder ist, dauert nicht länger als neun Monate.

Die Wurzeln unseres menschlichen Lebens tauchten tief hinab in ein Leben, das weit mehr und noch ein anderes ist als das Sein unserer Vernunft und unserer Sinne. Leben ist mehr als Denken und Reden, Leben ist mehr als Vernunft. Das ist der letzte Schluß aller höchsten Philosophie, daß sie Euch von sich selber fortstößt und Euch hinweist auf die grünen und goldenen Gefilde des Lebens, daß sie Euch hinaustreibt aus den dumpfen Sälen der Wortspalter und der Begriffsklauber und in die Sonne, in den Frühling Euch versenken will, in diese Welt des ewigen Gestaltens, des Wachsens und des Werdens, die Euch morgenschön auf dieser Höhe umgiebt.

...Vernunft und Wissenschaft,  
des Menschen allerhöchste Kraft...

Doch ist es nicht die Stimme eines Mephistopheles, die Euch das alte Wort zuruft? Ist es nicht vielleicht doch nur unsere mephistophelische Welt, diese Welt ewigen Hasses und der Kriege, wilder Feindschaften und steter Zerreißen und Zerstörungen, wovon die Stimme redet? »Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft.« Mephistopheles sagt es, der Geist der Verneinung, des bloßen Zerteilens und des einseitigen Sehens, des immer beschränkten und halben Wissens. Nur ein halbes Wissen ist das Vernunft-Wissen. Der Baum des Lebens ist mehr als der Baum der Erkenntnis. Doch andere Stimmen noch klangen in Eure Seelen hinein; und immer, wenn wir sie hörten, war es uns, als läuteten sie aus himmlischen Höhen zu uns herab, als tönte es mit Engelszungen an unser Ohr, als spräche ein Fernes, Heiliges tröstend in unsere Nächte hinein. Tiefere Wurzeln als das Wort der Philosophie und der Wissenschaften, tiefere Wurzeln schlug immer das Wort der Kunst und der Religion in die Herzen der Menschheit. Nicht Denkende nur sollt Ihr sein: zu Schauenden sollt Ihr werden! Denken ist nicht ein Wissen der Dinge, doch das Schauen ist höchstes Wissen.

Reines Schauen! Es ist ein Sehen der Vernunft, doch mehr als ein Vernunft-Sehen. Es ist ein Sehen der Augen und der Ohren, des Riechens und des Schmeckens, des Tastens, ein Sehen mit allen Organen unseres Leibes. Es ist das Schauen mit den Mitteln jenes ganzen, letzten und tiefsten Lebens, das weit hinausführt über unser nur menschliches Sein. Nichts ist es als das Leben selber. Reines Schauen der Welt: es ist nichts als das Welt-Erleben. Das Ding schauen, heißt, das Ding sein und werden.

Und wenn wir so schauen und leben, sehen wir uns nicht mehr losgerissen und getrennt von der Natur; jenen alten Zwiespalt und jene Kluft, die wir zwischen



der Natur und uns aufgegriffen haben, überwinden wir und nicht ewig fragend stehen wir der Welt mehr gegenüber; nur darauf, daß wir sind und leben, kommt es noch an. Als die Natur selbst erkennen wir uns und lassen wie sie unsere Sonne scheinen über Böse und Gute, Gerechte und Ungerechte und lösen wie sie die Gegensätze und Widersprüche auf, zwischen denen Vernunft und Denken verworren hin und her taumelt.

Zwischen den Gegensätzen von Alt und Neu schwankt die Geschichte der Menschheit auf und nieder. Und eine Welt des Alten liegt ständig im Kampf mit einer Welt des Neuen. Daß wir uns am Alten halten sollen, heischen Diese von uns, und Jene fordern, daß wir Neue und Erneuerer sind. Nur das Alte ist im Recht – nur dem Neuen gehört der Sieg! Eine Partei sollt Ihr ergreifen, einer zuschwören. Denn in ständigem Kampf und unüberwindlichem Widerspruch stehen Alt und Neu einander gegenüber. Was alt ist, kann nicht neu sein, und was ein Neues ist, kann nie und nimmer ein Altes sein.

Immer wieder in den Jahrtausenden unserer Menschheitsgeschichte stieg eine neue Jugend von den Bergen herab, feurige Künstler und schwärmende Propheten, stürmische Denker und Weltumstürzer, den Ruf der Revolution auf den Lippen, und jubelnd riefen sie aus: Neu ist die Welt geworden und es ist eine Lust zu leben! Neue Gedanken sind es, die wir Euch bringen, und neue Formen. Neue Gefühle und neue Bilder! Aber ewig lächeln die Alten und spotten: ist es denn so was Neues, was Ihr uns da sagt und verkündet? Das alles wissen wir längst, das alles hat die Menschheit schon immer gesehen. So redeten schon vor Jahrtausenden Sybillen und Propheten. Alles, was Ihr neu nennt, ist doch nur ein Altes. [...]

## Vom Leben in Kunst

In der altindischen Stadt Kapilavastu lebte vor zweitausendfünfhundert Jahren ein junger Fürstenson, mit Namen Siddhârtha, im Besitze großer Reichtümer, im Besitze eines edlen und schönen Weibes, welches ihm unlängst einen Knaben geboren hatte. Diese Ehe ist die glücklichste der Ehen und endet dennoch nach ganz wenigen Jahren wie ein schmerzliches Drama, wie eine bittere Tragödie; eines Morgens sieht sich das junge Weib mit seinem Kinde einsam und verlassen, das Lager des Gatten ist leer, und ihr Ruf nach ihm verhallt in der Stille des Hauses umsonst. Über Nacht ging der Mann auf und davon, ließ alles, was er besaß, in Stich: Reichtum und Haus, Ehre und Gewalt, Weib und Liebe.

Jahr um Jahr fließen für die Verlassene dahin, Jahre der Schmach und der Entehrung, – der wunden Verzweiflung, jammervoller Sehnsucht, der Entrüstung und des Hasses gegen den Gatten, den Geliebten, der ihr, der Schuldlosen, solches Leid und diese Schande zufügen konnte. Jahre vor allem eines ewigen dunklen Fragens: Warum? Warum verließ er mich? Was trieb ihn fort von meinen Armen und Umarmungen, von meinen Küssen und Umhalsungen? Wie konnte er sein Kind so von sich stoßen?

Die Jahre geben der Fragenden keine Antwort: doch eines Morgens hört sie, dass am Tore ihres Hauses ein Bettler in gelbem Kleide steht, schweigend, lautlos, mit ausgestrecktem Arm einen armseligen Suppentopf vor sich haltend. Und da sie zum Bettler hinaustritt, da weiß sie sofort, wer vor ihr steht. Siddhârtha! Sagt sie leise, und ein tiefer Jammer überfällt ihre Seele, da sie ihn in seinem Leiden und Hunger erblickt. »Wenn du als Bettler zu mir kommst, so heische nicht um eine so kleine und armselige Gabe. Dies alles ist dein, dieses

Haus, diese Perlen und Schätze, diese Kleider und Waffen und Rosen. Komm zurück als Herr in dein Haus, Siddhârtha, ich habe so lange auf dich gewartet.«

Da aber sieht sie der Gatte lange und tief an: »Du bist es nicht, die mir geben kann, aber ich kann dir das Brot des Lebens geben. Ich bin nicht heimgekehrt zu dir, sondern du sollst heimkehren zu mir. In jener Nacht, da ich von dir ging, habe ich nicht dich verlassen, sondern du schiedest dich von mir. Ich will dir Antwort geben auf all jene dunklen Fragen, die dich in diesen bitteren Jahren der Schmach, der Verzweiflung und des Hasses gequält haben. Heimlich und stumm, ohne zu reden, bin ich damals von dir gegangen, denn ich wusste so wenig wie du, warum ich entfloh. Doch als ein Beredter kehre ich heute zu dir zurück, und will dir Antwort stehen auf alles, was du fragst. Damals, als ich in der Nacht aus diesem Hause schied, hieß ich Siddhârtha, – doch heute nennen mich die Leute den Buddha, den Erleuchteten, den Wissenden.«

Und wohl muß der Buddha in jener Stunde der Wiedervermählung seinem gekränkten, beleidigten, schmähsch verlassenen Weibe Antwort gegeben haben. Denn wir wissen, dass nicht der Buddha seinem Weibe ins Haus folgte, um von neuem von seiner Macht und seinen Reichtümern Besitz zu nehmen, – sondern sein Weib ging mit ihm hinaus, ließ gleich ihm die alte Welt im Stich, eine Welt, wo es uns nach Eigentum, Reichtümern und Schätzen, Macht, Gewalt, Ehre lüstet, – um eine neue Welt aufzubauen und zu erschaffen, eine Welt des Geistes, die von einem Mein und Dein nichts mehr weiß.

[...]

Drei Stationen sind es, an denen der Weg des jungen indischen Edelings, des Siddhârtha, vorbeiführte, bevor er zum Buddha, zum Heiland Asiens wurde. Sie sind gleichwie drei große Fragen, die ihm zur Antwort gestellt

werden. Das Haus des Elends, der Not, grenzenlosen Armut, das liegt am Anfang seines Weges. Mit grauen, finsternen Wänden reckt es sich eines Tages vor ihm auf. Der Schrei der Verzweiflung und des Hungers gelte an sein Ohr, und mit Entsetzen erkennt er, dass er mit weichen, kostbaren Kleidern sich behing, während Tausende neben ihm nackt im Schmutze lagen, dass er prasste, während Tausende neben ihm umsonst nach Brot jammerten, dass ihn ein Weib mit Liebe umfing, während Tausende neben ihm an der Unliebe zu grunde gingen.

Da bricht er die Bande der Ehre und der Familie, die nur eine kümmerliche Liebe der Familie ist, nicht aber Liebe der Menschheit, nicht Liebe der Welt ist, und geht in einer großen hellen Nacht aus seinem Hause davon. In die Wälder von Uruvilva führt sein Weg. Und in der Büsserhütte verbringt er dort Jahr um Jahr, ein Entbehrender, ein Hungernder, sich selber quälend und peinigend, und stellt an die Sterne und die Götter alle jene Fragen der Erkenntnis, jene Fragen der armseligen Wahrheits- und Wirklichkeitssucher, die wir seit Jahrtausenden immer umsonst gestellt haben. Umsonst fragt auch der Buddha, bis ihn zuletzt die Verzweiflung aus dem Wald von Uruvilva hinaustreibt und er, ein Hoffnungsloser, ein Enttäuschter, von Ort zu Ort umherirrt. Müde wirft er sich zuletzt unter den Bodhibaum nieder und hört das Rauschen der Blätter, – schaut in das heiße Licht der Sonne, das golden durch das Laubwerk niederregnet, und schaut in die Himmel hinauf, die sich selig über ihm öffnen. Da fällt es ihm auf einmal wie ein Schleier von den Augen, ein unendliches Gefühl durchströmt ihn, er selber sieht sich als Sonne und Himmel, als Luft und Erde, – in ihm selber ist alle Welt und alles Leben, der Ball der Dinge kreist an seinem Finger: und in diesem Augenblick wird er zum Buddha, der das Elend und die Not in die Welt bringt, aber auch die

Kraft in sich trägt, es mit einem Hauch seines Mundes auszublasen.

[...]

Welche Erkenntnis ist's, die seiner Seele sich aufat unter jenem Baume, – was trieb ihn fort aus dem Hause der Väter, fort von dem Glück einer alten Welt?

»Mein Name«, so redete er, »ist Siddhârtha; und mein anderer Name ist Buddha. Doch ich trage auch noch einen dritten Namen, und der lautet Gotama. Mein Ahnherr und Stammvater ist jener Gotama, der Dichter und Sänger, von dem in den heiligen Reden unseres Volkes geschrieben steht. Ich bin der *Künstler*. Ich bin der Sproß jenes Riesengeschlechtes von Priestern und Künstlern, welches sich die Götter untertan machte, und in deren Hand der Gott nur ein Spielzeug ist. Und dieses eine tut allein not zu erkennen für die Menschen, dass sie alle vom Stamme der Gotama sind, dass sie ihr tiefstes und innerstes Wesen verstehen und sich als Dichter und Künstler begreifen lernen.

Wie der Buddha hat auch ein anderer zu uns geredet: Ich bin der Gott! Ich bin das Leben! Ich bin die Wahrheit. Mein Name ist Christus, und wenn ihr mir nicht Christus, wenn ihr nicht Gott werdet, dann tut ihr mir Unrecht. Was ist aber das Letzte, Tiefste und Wesentlichste, was wir von Gott aussagen? Nichts als das eine Wort, das am Anfang aller Religionen steht, das als gewaltiges Alpha die Bibel eröffnet: »Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.« – Gott ist das Schaffen. Gott ist die Kunst. Daß der Gott der *Weltkünstler* ist, das macht unser höchstes Wissen und Gefühl von ihm aus. Die Einheit von Gott sein und Künstler sein, – das ist die große Gotamalehre, der Grund und die Tiefe jeder Erlösungsbotschaft.

[...]

*Leben ist Kunst!* Das Wesen und die Kraft der Kunst ist es, was wir den Menschen offenbaren und enthüllen

müssen, dass sie Geistes und Gottes werden, und den Trug der Vorstellungen, unter denen sie leiden und mit denen sie sich quälen, erkennen und durchschauen.

[...]

Lebet der Kunst – lebet dem Geiste. Ihr sollt nicht entbehren, nicht in Askese vergehen. Das Bettlerkleid des Buddha ist nicht das Kleid des Büßers und der Selbstpeinigung, sondern das Purpur- und Königsgewand des Dichters und Geistesmenschen, der euch zuruft, *niedrigere* Güter mit *höheren* und *vollkommeneren* zu vertauschen, mit Schätzen, die der Rost und die Motten nicht zerfressen können. Die Natur zeigt uns einen Weg der *Entlastung*, hinter einer Welt des Kampfes ums Dasein eine neue Welt, wo dieser Kampf nicht zu sein braucht. Indem wir uns reif machen für das reinere Genießen und für die höhere Schönheit der Werke der Seele, – da schwindet in uns die Luft und das Verlangen nach den tausend materiellen Dingen, die wir uns nur durch soviel Gewalt, Blut und Unterdrückung erkaufen können. Wenn wir diese Welt der Sucht und Gier nach materiellen Reichtümern verwandeln in eine Welt der Sucht nach geistigen Schätzen und Seligkeiten, dann legen wir die Axt an die Wurzeln jenes giftigen Baumes, dessen Blüten Haß, Neid und Wut sind, ewiger Krieg und Streit, Gewalt und Unterdrückung.

[...]

Wir legen ein Samenkorn in die Erde und dieses eine Samenkorn verwandelt sich in hundert Samenkörner. Und wir glauben, es könnte die Erde einmal zu arm werden, um uns zu ernähren. Als wenn nicht das ganze Weltall ineinemfort die Erde speiste und tränkte, als kreiste der Strom des Lebens und der ewigen Umgestaltungen nicht von Stern zu Stern. Die Kunst ist grenzenlos und unendlich, sie ist die Natur selber, und es gibt keinen Unterschied zwischen diesen, es gibt keinen Unterschied zwischen Leben und Dichten. Die ganze

Entwicklung und der Fortschritt der Menschheit beruht auf einer unablässigen Verwandlung von Leben in Dichtung und von Dichtung in Leben. Blicken wir auf jene großen und seltsam wunderbaren Erscheinungen, welche wie ein Licht über die ganze Menschheit hinleuchten, vor allen anderen den Gang der Natur und Zivilisation bestimmt haben und deren Namen sich am tiefsten in die Seele einbrannten, auf jene gütigen Genien, die in Wahrheit eine neue Erde gründeten, neue Menschen bildeten, und deren Idee immer nur die einzige war, den neuen vollkommenen Menschen zu schaffen. Zarathustra, Buddha, Christus und Mohammed! Es waren Dichter im eigentlichen und engsten Sinne des Wortes. Ihre Künstlernatur und ihr Künstlerwesen verrät sich uns sofort auf den ersten Blick. Die Lieder und Gesänge Zarathustras, die Sprüche, Dichtungen und Parabeln Buddhas, die Gleichnisse der Evangelien, die Visionen Mohammeds: das alles besitzen wir heute noch. Dichtungen sind fast alle heiligen Schriften, die der Babylonier und der Ägypter; der Rigveda und Atharvaveda der Inder, die Edda der Germanen. Dichter sind die Propheten der Ebräer. Homer aber gab den Griechen ihre Götter und Dante war der Prophet des Mittelalters. Zur Bibel unserer Zeit jedoch wurden Goethe und Faust. Kunst und Religion sind ein völlig Einziges und können voneinander gar nicht getrennt werden, alle echte Kunst ist Religion und alle echte Religion nichts als Kunst, Welterschöpfung und Menschenschöpfung. Denn um Schöpfung allein handelt sich alles, um Gestaltung und Umgestaltung, um eine Verwandlung von Leben in Kunst und von Kunst in Leben.

Die Religion ist eine Feindin der Kunst! Sie tötet die Kunst! So haben wir oft gesagt und wir dachten an jenes erste Jahrtausend des Christentums, da es keine Dichtung mehr gibt, kein Bibelwerk mehr geschaffen und auch kein Dom und Tempel mehr errichtet wird. Ist

nicht die Kunst erstickt unter dem giftigen Hauch der christlichen Askese? Dieses erscheint als ein dunkles und rätselhaftes Problem. Aber in Wahrheit steigt der künstlerische Genius der Menschheit in dieser Zeit zu seiner höchsten Vollkommenheit empor und vollendet, was er in den Werken der Äschylos und Sophokles begonnen und geplant hatte. Die Kunst, welche Bilder malt, Statuen errichtet und Verse schreibt, welkt ab, denn ihre Zeit ist abgelaufen, aber sie verwandelt sich und setzt sich um in eine neue und höhere Form, die den Menschen selber ergreift und umbildet; sie arbeitet nicht mehr in Marmor und Farben, sondern mit unserem lebendigen Fleisch und Blut. Der Dichter ist nicht mehr Wortefischer, sondern zum Menschenfischer Petrus geworden. Kunst wird Religion. In Statuen und Bildern, in Gedichten und Tönen baut sich zuerst der Mensch die neue Welt, nachdem es ihn hindrängt, in seiner Phantasie auf. Er träumt sie, er sehnt sich nach ihr. Doch wenn er so jahrhundertlang geträumt und gedichtet hat, da geht die Saat der Kunst auf, da bricht die Knospe als Blüte auf, und ein wunderbares Wallen und Drängen ergreift die Seele der Menschheit, und wie ein Lied der Freude geht es von Mund zu Mund: Warum malen wir Insel der Seligen? Warum dichten wir immer nur von Helden und Göttern? Wir wollen Dichtung zu Leben machen, wir wollen diese Erde in Wahrheit und Wirklichkeit in einen heiligen Hain verwandeln, wir wollen selber als Helden und Götter durch die Welt schön und sieghaft dahinschreiten. Das Werk Platons ist die Dichtung von einem Zukunftsstaat, an dessen Spitze der Geistesmensch, der Gotama steht; dreihundert Jahre später hat das Christentum keinen anderen Willen, als diesen Platonischen Staat zur Wirklichkeit werden zu lassen. Die Kunst verwandelt Leben in Dichtung, die Religion verwandelt Dichtung in Leben. Das sind aber die Zeiten des höchsten und reinsten menschlichen Daseins, nie leuchtet die Flamme



der Kultur klarer und höher empor, und das ist das vollkommenste Leben in Kunst, wenn die Menschheit von diesem großen wilden Verlangen ergriffen wird, ihre Ideale in Leben, in Mensch und Erde zu verwandeln. Götterdämmerung und Welterschöpfungszeiten sind's und der dichterische Genius ist nie so wach und rege, wie in der Stunde, da Kunst zu Religion wird. Ecce homo! Ecce poeta. Wir sind Künstler! Wir können eine Welt über Nacht umgestalten. Über die Kraft! Daß wir unserer magischen Kräfte bewusst werden, das ist das Ziel einer besseren Ästhetik des Lebens.



## Vom Leben im Licht

Übergangszeit! Mit diesem Begriff hat sich der Kulturmensch des 19. Jahrhunderts über all die Wirrung und Gährung, über all das Unfertige und Unklare, mit dem seine Epoche erfüllt war, hinweggesetzt und hinweggetröstet. Aber er hat darin auch eine gewisse Entschuldigung für den Mangel an Flugkraft und Höhsinn, an Zielfestigkeit und freudiger Zuversicht, wie er nur zu oft in jüngstvergangenen Tagen sich offenbarte, gesucht. Die Dinge gehen lassen wie sie gehen, sich abfinden mit den Verhältnissen und mit den Gegnern, sich bescheiden mit dem nächst Erreichbaren und nicht über die Tage hinaus wollen und planen, – derartige Schlagworte waren nie beliebter als in der Aera des Realismus, die durch die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts sich erstreckte.

Es liegt aber an uns, an Allen, die da stark und frei und festen Willens sind, mit dem »Übergang« ein Ende zu machen und eine neue Zeit der Zuversicht, der Erfüllung und Vollkraft heraufzuführen. Mit unsrer neuen Weltanschauung sind neue Lebensideale geboren, und indem wir uns entschließen, diese Ideale ohne Abzug und mit unbeugsamer Entschiedenheit in Leben umzusetzen, ist die neue Zeit kein Traum der Sehnsucht mehr, sondern Wirklichkeit.

Wohin wir auch sehen, blicken wir auf zertrümmertes Altes und unfertiges Neues. Unsre Staatsordnungen sind ein wunderliches Gemenge von vererbten Mittelalterlichkeiten und Errungenschaften der großen Revolution, von Patriarchie und Individualismus, von Unterthänigkeits- und Selbstgefühlsbestimmungen, von Feudalität und Modernität. Verlebtster Kastengeist hier und terroristische Zerstörungswut dort, überall Trennung und Absonderung, Verbitterung und Verkennung, und ein ständiger Kampf Aller gegen Alle. Die allgemeine Ethik

ruht ebenso wie die staatliche Gesetzgebung auf dem Grunde von Anschauungen, die sich den Völkern bereits aufdrängten, als sie den ersten Schritt aus der halbbarbarischen Barbarei zur sozialen Kultur vollzogen. Immer noch steht Einer dem Andern mit dem Mißtrauen des Wildnisjägers gegenüber; der Mord in Form des Verbrechens, der Todesstrafe, der Kriegsthat, des Zweikampfes ist in der europäischen Zivilisation noch eine ebenso ständige Einrichtung wie im australischen Busch, und alles Recht läuft heute wie ehemals auf Rache und Schreckensdienst hinaus. Ehe und Familie haben vielfach den rechten Lebensgehalt eingebüßt und sind zu starren äußeren Formen geworden, die Erziehung fängt erst hier und da an, über Zucht und Dressur hinauszuwachsen.



## Vor dem Mahl

Es ist etwas Heiliges um ein Mahl im rechten Sinne. Mahl klingt an Vermählung an. Mit jedem Lufthauch, den wir atmen, mit jedem Stück Nahrung, das wir zu uns nehmen, zehren wir vom All, wandeln es in unser Selbst, vermählen uns mit der Anderwelt. Aus einer Vermählung erzeugt, ist es aber auch die Nahrung, das Stück All, das Anderseinende, das wir mit unserem Ichsein verbinden. Jene Frucht dort ist ein Kind aus der Ehe zwischen Sonne und Erde, Licht und Boden. Ihre Mutter ist das Erdreich, wie es seit Äonen sich entwickelt hat, aus Feuer und Äther durch unzählbare Sommer und Winter hindurch, als ein Niederschlag, eine lebendige Verbindung mannigfaltiger Urstoffe und Gesteine, von Eisen und Quarz, Phosphor und dieser Frucht. Und nicht nur von den Stoffen, sondern auch von dem Leben, das über das Erdreich hinweggegangen ist und sich mit ihm berührt hat. Geschichten, so bunt und in so endloser Reihe, so markerschütternd und so lachenstoll, wie sie nur der große Dichter, den unser Stammeln Gott, All oder Schicksal nennt, erfinden kann, sie alle hat das Stück Erde erlebt, aus dessen Schoß diese Frucht erwachsen ist. Vielleicht hat es unter der Gletscherlast der Eiszeit gelebt, seltsame Ungeheuer haben sich darüber hinweggewälzt, brausende Wälder sind da versunken, und ein Menschengeschlecht nach dem anderen hat dort seine Wohnstätte gebaut. Mit Blut ist jedes Quarzkorn getränkt, mit Sterben jede Pore erfüllt gewesen. Aber die Frucht hat all das Tote und Versunkene in sich zu neuer Daseinsglut verwandelt, gereinigt und verklärt. Und wie sie ein Sproß der mütterlichen Erde ist, so auch ein Kind jenes flammenden Lichts, das hundert Planeten mit zeugender Kraft erfüllt. Diese Frucht hat sich durchglüht mit dem Feuer des Sommertages und gebadet im milden

Geleucht der nächtlichen Sterne. Sie hat in sich gesogen das Rauschen des Windes, den Morgengesang der Lerchen und all das Weben und Wallen der Natur, das unseren menschlichen Sinnen nur wie eine Ahnung aus traumfernen Tagen zugänglich ist. So verzehren wir mit jeder Frucht eine Unendlichkeit von Sein und Werden. Und es geht geheimnisvolles Leben in uns ein, dessen Weiterbildung in uns wir mit unserem Ich-Bewußtsein nicht verfolgen können, doch in unseren tiefsten Gedanken, in unseren Träumen und Phantasien, in unserem Wollen und Empfinden treibt jenes Leben sprießende Keime.

So verzehren wir, so vermählen wir uns. Aber wir zehren nicht nur, wir werden auch verzehrt; wir selbst sind Früchte am Baum der Ewigkeit. In jedem Augenblick nährt sich das All von uns, wie wir von ihm, und dereinst im Tode geben wir eine Hauptmahlzeit ab für die Anderwelt. Und auch das sei uns ein Freude-, kein Leidgedanke. Nur der Tod, der blühendes Leben zerstört, wütet wie ein erbarmungsloser Despot; die reife Frucht trennt sich schmerzlos vom Stamme der Ichheit, zurückzukehren in die Allheit. In das All, das im tiefsten Grunde wiederum wir selbst sind; wir selbst leben uns, wir selbst sterben uns, wir selbst verzehren uns.

Mithin ist es unser eigener Vorteil, wenn wir zu Früchten voll Saft und Süßigkeit heranreifen, wenn wir uns mit soviel Licht, soviel Liedern, soviel Freude erfüllen, wie unser Ich nur irgend fassen kann. Und über alles andere mit Liebe. Mit jener Allliebe, jenem Allesverstehen, jenem Alleinheitsempfinden, worin der Trieb zur Verbindung und Verschmelzung, ohne den kein Werden, kein Entwickeln und Vollenden möglich ist, seine höchste und edelste Kraft entfaltet. Nur die Gemeinschaft, die aus dieser Kraft geboren, aus dieser Kraft heraus wirkt und webt, ist ein Baum, der nicht verdorrt, ein Brunnen, dem unendliches Leben entquillt, nur sie

ist jener Chiser der iranischen Sage, der aus dem  
Paradiesesquell getrunken hat und ewig jung und  
frühlingsfreudig bleibt.  
Mit dieser Liebe grüße ich euch. Dort ist die Speise –  
gute Vermählung!



## Kinder des Lichts

### Zwei Skizzenblätter

Vor meinen Augen zerflattert der Nebel. Eine strahlende Weite tut sich auf. Schwärme von Silberreihern stehen in der Luft, seidig glänzenden Wolken gleich. Langsam schweben sie gen Süd. Und wie ich ihnen nachschaue, fühl' ich die Luft, die Kraft, wie sie emporzusteigen. In raschem Fluge gleit' ich durch klares, warmes Blau. Über Felsen dahin, die purpurbühendes Gerank schmiegsam umschlingt. Über tausend Gärten, die ihre Lianenarme mir entgegenbreiten, mit ihren Blumenaugen mir lachend winken. Jeder Garten umrahmt ein weiß schimmerndes Marmorhaus, mit Wänden zart und durchbrochen wie Spitzengewebe. Unter Ulmen ruhen rosenleibige Menschen, ihre Gesichter hell von einem Lächeln, das nie erlischt. Und eine Stimme glaub' ich zu hören: Wohin willst du? Laß dich nieder zu uns, den Kindern des Lichts. Bleibe bei uns im Sonnenland, im Lande der Zukunft, in Avalun?... Mich aber reißt ein Wirbel hinweg, ein eisiger Hauch durchschüttelt mein Blut, graues Gewölk umdrängt mich, verfinstert die Luft, drückt mich zu Boden... Was ist uns – uns ein Licht, das nie erlischt? Uns Kindern der Dämmerung. Und doch – kommt nicht einst der Tag, da wir reif und stark sind, es zu ertragen? Schon heut in den Stunden der Sehnsucht leuchtet dann und wann ein Strahl in unsre Trübnis herüber. Und schon heut' wandelt dann und wann einer unter uns, dessen Seele kaum noch vom Dunkel weiß, ein Vorbote künftiger Geschlechter. Ohne Irrung ist sein Weg, sicher führt ihn die innere Helle. An ihm vorbei treiben die Staubwirbel des Leids, des Zweifels, des Hasses, ohne ihn zu treffen. Einen und noch einen hab' ich gekannt, die über Schuld und Schmerz hinwegglitten wie über Schnee. Wo wir

andern einsinken bis zum Knie, hinterließen sie kaum eine Spur. Ein Jünger des Gekreuzigten, des Erbarmers der eine, ein Nachkomme hellenischer Götter der andere. Aber des einen Herz und des anderen Nerven und Sinne waren immerfort dem Lichte zugewandt, wie die Blumen des Helianthus. Und wie von Sonnenlicht bestrahlt tauchen ihre Gestalten in meiner Erinnerung auf...

### Vinzenz

Achtzehn Jahre alt... Einen Augenblick seh' ich mich selbst ganz deutlich vor mir – die eckige, ungelene Knabengestalt, und ich höre mich rufen: Nimm mich mit, Vinzenz! Damals kannt' ich euch noch nicht, ihr Augen des frühen Todes. Aber schauernd empfand ich es dann und wann, dass ein Mensch mit diesen Augen, die immerdar in sichtslose Ferne spähten, nur hineinragte in die Dinge dieser Welt, nicht aber hineingehörte, wie wir, die aus dichterem Erdstoff Geballten. Er war ein Jahr älter als ich. Wir saßen zusammen in Prima und er gerade in der Bank hinter mir. Wenn ich mich umwandte, sah ich sein derbes, knochiges Gesicht, die Stirn halb verdeckt von dem straffen, hellblonden Haar. Es war nichts Krankhaftes an ihm; nur die Augen glänzten wie aus zartem Nebel hervor und der feine Mund passte übel zu der starken Nase und dem kräftigen Kinn. Umgang pflegte er mit keinem von uns, und so wußt' ich wenig von ihm. Selten auch mischte er sich in unser Streitgespräch, an dem wir anderen vor Beginn des Unterrichts uns ereiferten. Aber er horchte aufmerksam zu, und stets war sein Gesicht hell von einem Lächeln innerer Teilnahme. Eines Morgens, als ich mit drei Mitschülern über Gott und Unsterblichkeit mich heiser stritt, zupfte mich Vinzenz plötzlich am Rock. Unwillig dreht' ich mich um, doch sein Auge entwaffnete mich sofort. Er sprach gewöhnlich mit etwas schwerer, un



beholfener Stimme, und als ich fragte: »Was willst du?« antwortete er fast stotternd: »Du! kann ich wohl mal zu dir kommen, oder kommst du lieber zu mir?« Ich stieß nur ein Ja, ja natürlich! hervor und wandte mich wieder. An das Versprechen dacht' ich nicht weiter. Abends aber, als ich auf meinem Zimmer hockte, fühlt' ich eine Beklemmung, als ob ich etwas versäumt. Ich wusste nur nicht was. Auf einmal gingen mir ganz in dem Tonfall, wie ich sie gehört, die Worte durch den Sinn: Oder kommst du lieber zu mir? Und ich wiederholte innerlich drei, vier Mal: Ja, ja, ich komme. Das Gefühl, das ich dabei empfand, wurde ich die ganze Nacht nicht los. Es bannte mich so, dass ich am anderen Tage, sobald ich Vinzenz sah, auf ihn zustürzte und herausplatzte: »Du! ich komme heut' zu dir.« Er nickte und strich mir leise über die Schulter. Nachmittags ging ich zu ihm. Er wohnte in einer schmalen Gasse, die zum Dome führte. Durch die niedere Haustür trat ich unmittelbar in die dämrig dunkle Küche. Eine arbeitsalte Frau stand am Herde und wusch Geschirr auf. Sie drehte sich halb zu mir und fragte in müdem, schleppendem Ton: »Sie wollen wohl zu Vinzenz? Da!...« Hinter der Tür, auf die sie wies, war ein Gemurmeln wie von vielen Stimmen. Und als ich sie öffnete, blieb ich überrascht stehen. In der kleinen Stube, die von einem welken Sofa, einem Tisch und einem Stuhl fast ausgefüllt wurde, saß Vinzenz zwischen sieben oder acht Kindern. Er auf dem Sofa, die Kleinen neben ihm und auf seinen Knien. Er las aus einem Buch Verse vor, und die Kinder sprachen sie ihm nach. Als er mich sah, setzte er die beiden, die er auf dem Schoß hielt, zu Boden, erhob sich und trat linkisch auf mich zu. Er schien etwas sagen zu wollen, errötete aber und drückte mich, ohne zu reden, auf den Stuhl nieder. Dann wandte er sich zu den Kindern, die sich scheu zusammengedrängt hatten, und rief: »Nu, Kinderkens, lauft mal in die Küche zur Besmoer [Groß

mutter]; nachher hol' ich euch wieder 'rein!« Eifrig stürzten allen der Tür zu und hinaus. Nun erst bot mir Vinzent die Hand an und sagte unvermittelt: »Hast du schon die Urania von Tiedge gelesen? Aus dem Gedicht les' ich den Kinderchen vor. Es sind Nachbarkinder. Sie kommen fast jeden Tag zu mir.« »Ist das nicht lästig?« »O nein, gewiß nicht. Ich hab' ja die Hauptfreude davon. Ach, sie – ach sie sind alle so lieb und verstehen ganz gut, was ich ihnen vorlese. Ich meine sie fühlen das Schöne und Gute darin. Hast du nicht gemerkt, wie sie alle die Hände falteten?« »Aber was wolltest du von mir?« »Von dir – ich? Ja so! Du musst mir nicht böse sein, dass ich dich – Ich habe gehört, du liest so viel, und da – da möcht' ich manchmal mit dir sprechen über –. Es gehen einem so viele Gedanken durch den Kopf beim Lesen. Kennst du das Verlorene Paradies?« »O ja, das heißt nur strichweise.« »Ich eigentlich auch nur. Ich lese immer wieder die Schilderung vom Garten Eden; darüber komm' ich fast nie heraus. Da fällt mir das Buch auf den Tisch, und ich träume davon, wenn doch die ganze Erde so ein Garten sein möchte und die Menschen alle so wie Adam. Geht es dir nicht auch so?« Ich lachte. »Mir? Das kann ich nun g'rad nicht sagen. Die Stelle ist ja herrlich. Aber fast noch besser gefällt mir der Luzifer. Was ist das für ein Kerl!« »O ja, gewiß. Aber mir ist das Stille, Reine, Friedliche lieber. Und da fällt mir ein – möchtest du mir wohl deine Bibel leihen? Auf ein paar Tage. Nicht das Alte Testament. Das kenn' ich schon. Es ist meistens so düster –, so viel Feuerrauch darin. Aber das Neue –.« »Ich denke, ihr Katholiken dürft die Bibel nicht lesen.« »Wer sagt das? Ich glaube, du hältst nicht viel von unsrer Kirche. Du musst sie dir nicht so schlimm vorstellen. Ich möchte meinem Glauben nie untreu werden, aber ich weiß gar nicht alles, was die Kirche lehrt. Ich denke mir, diese Verbote sind nur für die – für diejenigen da, deren Herz krank ist. Wer so recht von Herzen Gott und die

Menschen lieb hat, der hat alle Gebote und Verbote in sich selbst.« Mit jedem anderen hätt' ich mich nach diesen Worten in ein Gefecht eingelassen. Aber Vinzent Wagemann scheut' ich mich zu widersprechen. Alles, was er sagte, kam fast kindlich heraus, kindlich im Ton. Und doch hatt' ich stets das Empfinden einer Reife bei ihm, die so viel stärker war als meine gärende Unreife, wie der Tag stärker ist als das flackernde Licht...



## Das Gleichnis vom Horizont

Vor zehntausend Jahren war es, in der fernen und dunklen Zeit, welche von uns durch eine graue Wand tiefen, tiefen Nebels sich scheidet. Die weiße Glut der Mittags-sonne brannte und flimmerte im Wasser des großen Stromes, der das Land der Sumerer durchfließt, und in allen Lüften, vom Himmel zur Erde herab, stand ein feierliches Leuchten. Alles war in dieser Stunde zu Sonne geworden, und Laub, Gras und Kraut strahlte wie zerschmilzendes Glas, glänzte von innen heraus wie ein durchsichtiger Diamant.

Zwei Männer hielten am Ufer des Flusses, hoch aufrecht sitzend auf dem Rücken ihrer wüstenfarbigen gelben Kamele, und starrten hinaus in die unendliche weite Ebene, die sich rings um sie ausdehnte wie das Land der ziellosen Freiheit, überall in den Fernen sich grau und dunstig verlor wie das Reich des Wunsches. Gleich zwei Säulen, wie aus Erz gegossen, unbeweglich, ragten die beiden Männer empor über der Welt dieser großen Einsamkeit und Verlassenheit, und sie tranken mit ihren Augen die maßlose Weite des Landes, und ihr Auge wurde nach innen weit und zur Ebene, die vor ihnen lag. Alles, was um sie war, wohnte in ihnen, und ihr Geist leuchtete wie die sonnenweiße Welt am Ufer des großen Flusses.

Eine geraume Weile schauten die beiden Männer schweigend und in gedankenvoller Andacht versunken gerade vor sich hinaus; dann hub der eine mit leiser Stimme zu reden an:

»Die Stunde des Scheidens ist gekommen; dies ist die Stunde, wo wir uns trennen müssen. Mehr als vierzig Sommer sind über dein und mein Leben dahingegangen, doch es kam kein Tag und keine Nacht, daß wir nicht beisammen waren. Brüder sind wir in Geist und Fleisch,

kämpften zusammen und litten miteinander. Ein Becher labte uns, eine Decke bedeckte uns, und mehr als dich selber, liebtest du mich. Niemals, so sprachen wir, werden wir je unsere Hände auseinander lösen! Doch nun ist über uns die große Sehnsucht gekommen und ein wildes, schreckliches Verlangen, und das ist mächtiger als Weibesliebe und Bruderliebe, Liebe des Lebens und der Erde.«

»Dies ist die Stunde des Scheidens«, antwortete der andere. Die Wüste hat uns geboren, die Einsamkeit hat uns erzeugt. Und von Anfang an war unsere Seele Geist dieser Unendlichkeit, welche uns maßlos umgibt. Von Jahr zu Jahr wuchs in uns dies Unendliche, und nun zersprengt und zerreißt es, in dir wie in mir, alle Fesseln und Hafte. Was sind mir noch deine Augen, mein Bruder? Anu will ich schauen, – in Gottes Auge will ich blicken. Das Meer dieses Landes ist mir zu eng geworden, in das Meer der Himmel stoß ich nun mein Schiff!«

»Hier ist alles flüchtig und veränderlich; hier ist jedem eine Grenze und ein Ende gesetzt. Wo aber wohnt das Ewige? Wo aber wohnt das Unendliche?« fragte der Ältere und durchdrang noch einmal mit maßlosem Blick die letzten Fernen. »Drüben, weit – weit, – blick nach allen Seiten dich um, überall dort schlingt sich im großen Kreise die letzte Linie unseres Schauens. Dort ist die Grenze dieser Erde. Hier über unserem Haupte steht der Himmel hoch und unerreichbar, – doch in jenen Fernen – ringsum und nach allen Seiten – da berühren sich Himmel und Erde, und der Himmel steigt zur Erde herab, die Erde steigt zum Himmel hinauf. Wie eine kristallene Wand umschließt uns rings der Himmel und wölbt sich über unserem Haupt wie eine Kugeldecke aus blauem Stein; wir aber wohnen, so rings gefesselt, wie in den Kerkern und Höhlen einer Königsburg, wo die Gefangenen schmachten. Schon als ich noch ein Kind war, blickte ich in Sehnen und Träumen immerdar nach jener

geheimnisvollen Linie, wo Himmel und Erde zusammenstoßen, und unablässig drängte und trieb es mich, meine Hand zu legen an die Himmelswand, welche dort drüben aufsteigt. Vor ihr ist das Endliche, und hinter ihr das Unendliche und Ewige. Diesseits wir Menschen, jenseits die Götter. Und darum ist nur dieses eine für uns notwendig, für dich und mich, daß wir reiten! – reiten!! – reiten!! Tag und Nacht, Jahr um Jahr: bis wir nach dorthin gelangen, wo Himmel und Erde zu einem werden. Und dann wollen wir wiederum reiten – reiten, uns hintastend an der blauen Himmelsmauer,... bis wir zum großen Sonnentor gelangen, und dort, quer hindurch durch Feuer und Flammen, hinaus uns retten ins Land der Freiheit, in das ewige Land des unendlichen Gottes Anu. Ich will mein Tier nach Abend zu lenken, wo die Sonne hinabsinkt, fahre du gen Osten, wo die Sonne heraufkommt.«

So schieden die Brüder voneinander und zwischen ihnen woben sich die dunklen Schleier der Trennungen.

Am Ufer des großen Flusses, der das Land der Sumerer beschwemmt, – das Haupt aufs Knie gelegt, zusammengesunken wie ein Todeskranker, – gehüllt in tiefschwarze Gewänder, – einsam sitzt ein Mensch und brüdet dumpf in sich hinein.

Aus fernen halbvergangenen Zeiten tauchen schattenhafte Erinnerungen in seinem Geiste auf, und er denkt jenes glänzenden Tages, da er vor Jahren – ungezählten Jahren an eben diesem Orte seine Hand aus des Bruders Hand löste; und der eine ritt nach Osten, der andere ritt nach Westen, um das Sonnentor zu suchen, welches aus dem Reich der Endlichkeiten hinausführt in das Land des unbewegten Ewigen. Müde hebt sich der Einsame von der Erde auf, müde vom Leid und von Verzweiflungen: da tönt es wie ein Schritt durch die Stille der schweren Finsternisse, und ein Ruf klingt aus der Dunkelheit hervor, eine Stimme des Lachens: Bruder! Und um seine

Schultern schlingt sich ein Arm, ein Gesicht preßt sich an das seine. Da aber stößt er wild und heftig den anderen zurück und stöhnt qualvoll auf:

»So bleibt nichts mehr zu hoffen übrig! So kommst auch du zurück an diesen verfluchten Ort und bist ausgezogen wie ich – umsonst! umsonst! Betrogen hat mich auch mein letzter Traum, mein letztes Gefühl der Sehnsucht, daß ich dich nie wieder sehen würde. Hier habe ich auf dich gewartet, Jahr um Jahr, und flehte doch immer nur, daß ich vergeblich auf dich wartete. Wäre der Tod gekommen, und ich hätte den Schatten deiner Gestalt nie wieder erblickt, dann würde ich nach diesem langen, langen Leben meiner Verzweiflungen, dieses ewig fruchtlosen Wanderns und Suchens noch einen letzten Augenblick der Seligkeiten empfunden haben. Einen Augenblick lang hätte ich die ganze große Freude verspürt: Du hast es gefunden. Du bist hingekommen an den Ort, wo der Himmel zur Erde und die Erde zum Himmel wird, hast deine Hand dort drüben an die kristallene Mauer gelegt und bist durch das Tor hinausgefahren ins Meer der Unendlichkeiten...«

»Diese Nacht ist sehr dunkel«, antwortete der andere, »und ich kann die Züge deines Gesichtes nicht erkennen. Doch ich höre deine Stimme, die klanglos ist wie eine zersprungene Posaune und wie morsches Gestein zerbröckelt. Ich höre, wie deine Augen ohne Glanz sind, dein Gesicht schwarz von bitteren Schmerzensfurchen und verwüstet von Gram. Wirr hängt dein graues Haar zu Boden herab, – ob, mir ist sehr weh um dich, mein Bruder.«

»Dir ist weh um mich, daß ich weine, – aber mir ist tausendmal weher um dich, daß du lachen kannst! Hier stehe ich in tiefschwarzem Gewand des Todes und aller Leidensqualen, das ist schrecklich, – aber tausendmal schrecklicher ist, daß du im weißen Gewand der Hochzeitslust kommst und Blumen in deiner Hand trägst! So

eitel kehrst du zurück von dieser Wanderung, – von dieser Wanderung?! Und hast doch so wenig erreicht wie ich. All dein Suchen und Streben war umsonst wie das meine, und auch du bist nicht hingelangt an jenen Ort und in jenes Land, wo der Himmel zur Erde hinabsinkt und das Sonnentor sich öffnet.

»Nein!« entgegnete der andere leise. »Überall, wohin ich kam, war das blaue Gewölbe hoch über mir wie an diesem Ort und in diesem Land. Nie kam ich an die Grenze, wo das Endliche sich scheidet vom Reich des unendlichen Anu, nie an die feurige Pforte, die sich furchtbar zwischen der Welt der Menschen und der Welt der Götter aufrichtet.«

»Du und ich haben es nicht erreicht«, hub der im schwarzen Kleide von neuem mit klagender Stimme an. »Niemand wird es je erreichen, niemand dieses wunderliche Geheimnis und Rätsel lösen, das unser Leben einhüllt und so ganz verworren macht. Drüben die Stelle, wo Himmel und Erde sich berühren, drüben die kristallene Wand, welche die Erde umschließt: sie sind da, sie sind so sicher da, daß ich's nicht bezweifeln kann. Mein Auge, jedes Auge sieht's, unablässig, und so nahe ist uns diese Mauer der Erde, als wenn sie in einem Tagesritt zu erreichen werde. Aber ich bin gegangen und gegangen Jahr um Jahr, – lange, schreckliche Jahre, den glühenden Blick unablässig auf jene Grenze gerichtet, die Hände verlangend nach ihr ausgestreckt, ging ich wie ein Schlafwandelnder. Doch wie ich ging und ging, immer blieb sie vor mir, und nie kam ich ihr auch nur einen armseligen Schritt näher. Dennoch wäre ich weiter und weiter gegangen, rastlos und ruhlos, in Hoffnung und Sehnsucht bis an mein Lebensende: aber da kam das Furchtbarste, da traf mich der entsetzliche Schlag, da kam der graue Tag des Wahnsinns.

Jahr um Jahr war ich gewandert durch wilde fremde Länder und unbekannte Meere, und alles war seltsam



und ungewohnt. Eines Morgens jedoch schlage ich mein Auge auf und blicke um mich, und mir ist's, als wäre ich schon dort gewesen; immer näher kommt mir dann alles, immer vertrauter wird Land und Gegend, und auf einmal trifft es mich wie der schreckliche Blitz des Himmelsgottes, da schmettert Anu meinen Stolz in den Staub: denn ich stand hier an diesem Orte, – an diesem Orte, von dem wir einst ausgezogen waren, wieder stand ich hier, wo mein Ausgang gewesen war.

Da warf ich mich an den Boden und schlug mit den Fäusten die verfluchte Erde. Was ist dieses Leben, was ist dieses Leben? In einem ewigen Kreise jagt uns ein böser Geist umher und narrt uns mit leeren Luftgebilden. Wozu all diese Sehnsucht und dieses Verlangen, – unser Suchen nach Gott, unser Drang nach Erkennen? Wir gehen und gehen, – wir laufen und laufen, – und wenn wir Jahr um Jahr gewandert sind, da stehen wir immer und immer wieder genau an demselben Orte, von dem wir ausgegangen sind, – und haben nichts erreicht, haben nichts gewonnen und kommen so leer heim, wie wir ausgezogen sind. Wir haben unsere Hand nicht an die Himmelswand gelegt, das Ziel nicht gefunden und Gott nicht geschaut. All unser Leben ist ein blödes, unsinniges Laufen im Kreis umher...«

Hilflos brach er ab, da trat der andere noch einmal auf ihn zu und berührte leise seine Schulter:

»Wo, so sagten wir damals, wollten wir beide uns wiedertreffen?« fragte er mit leiser Stimme.

»Am Sonnentor der Erdenmauer«, entgegnete der Schwarzgekleidete mit düsterem Spott, »wo das Endliche hinüberfließt in das Unendliche.«

»Nun, so sollst du lachen wie ich«, rief der in hellem Gewand, und sein Wort klang laut wie Erz: »Hier ist das Sonnentor! und du und ich, wir stehen hier beide, von neuem vereinigt, mitten in dem Feuer, wo die Erde zum Himmel und der Himmel zur Erde zerschmilzt. Hier ist

die goldene Pforte Anus, des Unendlichen. Jetzt weiß ich es. In dieser Stunde ist der letzte Schleier von meiner Seele gefallen.«

Höhnisch lächelte der andere! »Ich sehe ein paar welke Blumen in deiner Hand. Sie sind nicht anders, als wie sie hier am Orte wachsen. Armseliges Kraut! Ist das alles, was du von deiner Welt- und Gotteswanderung mitgebracht hast? Ich weiß wenigstens, daß ich mit leeren Händen heimgekommen bin.«

»Mit leeren Händen? Nichts sahst du in dieser langen Zeit und kehrst so arm und durstig zurück wie damals, als du von hier auszogest?«

»Arm und dürftig. Denn ich sah nichts als immer und immer jene schreckliche Wand, die ich nicht gesehen habe, die nicht zu meinem Eigentume werden sollte. Keine Erfüllung wird uns Menschen je zuteil.«

Lächelnd blickte der im weißen Kleide vor sich und sprach wie in halbem Träume:

»Auch ich erblickte sie immer vor mir und war voll Staunens, wie sie mit jedem Tag stets gleich fern mir blieb, und ich wußte bald, daß ich nie zu ihr hingelangen, nie die Hand an sie legen würde. Da aber sah ich nicht mehr auf die ewig gleiche, ewig dieselbe Wand hin, die zu sehen mir nichts mehr bot. Doch ich blickte rings um mich her und nach allen Seiten, und siehe, eine unerschöpfliche Fülle von immer neuen Gestalten und Formen, Bildern und Erscheinungen drängte sich gegen mich heran, – und ich wanderte und wanderte, doch nie endete der lebendige Strom meines Schauens. Ich sah und sah, und wuchs und wuchs, und wurde immer reicher und reicher. Arm und dürftig zog ich aus und mit einer Welt beschenkt kehre ich heim an diesen Ort, – und schritt ich von neuem den großen Kreis entlang, immer wieder käme ich, ein ganz anderer, zum Anfang zurück und würde nie umsonst den Kreislauf gehen. Wie soll ich da sagen, daß ich um

Nichts – um Nichts gegangen bin? Wohl stehe ich hier wieder an demselben Ort, doch ich – ich bin nicht derselbe.

Verstehst du noch immer nicht, mein Bruder, das süße Geheimnis jener letzten Linie unseres Schauens, jener blaukristallinen Himmelswand, die als großes Zeichen der Erkenntnis dort drüben aufgerichtet ist? Jenseits dieser Mauer, so dachten wir, liegt das Reich Anus, hebt das Meer der Unendlichkeit an. Doch diesseits sei die Welt eng und begrenzt und in einem Tagesritt zu durchfliegen. Doch indem wir wanderten und wanderten, wurde das Diesseits immer weiter und weiter und dehnte sich als das Unendliche aus, und das Jenseits wurde immer kleiner und enger. Immer weiter wurde die Erde, die so klein erschien, und unser Ich wuchs und dehnte sich aus von Tag zu Tag, wie der Raum, der zwischen diesem Ort und jener Mauer liegt. Verstehst du dieses? Wir suchten das Jenseits hinter jener kristallinen Wand, und siehe, auf einmal wurde das Diesseits zum Gottesland, das von keinen Grenzen weiß. Wir dachten, wir wollten zu Gott hinkommen, und siehe, Gott kam zu uns. Drüben suchten wir Anu und wir fanden, daß wir es sind.

Wir dachten, daß eine Wand und eine Mauer hoch aufgerichtet sei zwischen der Welt und des Endlichen und des Unendlichen, zwischen der Welt der Menschen und der Welt der Götter. Aber nirgendwo stießen wir auf diese Mauer, denn sie war nichts als ein Trug und ein leeres Luftgebilde, das sich in Dunst und Nebel aufgelöst hat. Das Ende, das wir suchten, ist zum Anfang geworden, und das Sonnentor, nach dem wir auszogen, ist der Ort, wo wir einst Abschied voneinander nahmen, Hier ist das Flammentor des Paradieses, nach dem wir in Sehnsucht ausschauten, das Tor, wo Anfang zu Ende und Ende zu Anfang, wo Endliches zu Unendlichem und Unendliches zu Endlichem wird. Hier gedachten

wir, ins Unendliches hinauszufahren, und siehe, unser Schiff schwimmt schon mitten im Meere des ewigen Anu.« So sprach der in weißem Kleide. Da ging ein inbrünstiges Zittern durch die Glieder seines Bruders und leise sprach er:

»Gib mir die Blumen aus deiner Hand. Schauernd nehme ich sie, als wüchse Anu in meine Hand hinein. Wahrlich, wir stehen am Sonnentore, und ringsum ist Anu! Ich sprach, ich will die Sonne mit meiner Hand berühren, und klagte, daß mein Arm zu kurz sei. Aber die Sonne umspülte zu gleicher Zeit meine Hand mit warmen Wellen, und ich stand mitten in ihrem Lichte. Ich bin Anu! singt rings die Erde! Ich bin Anu! jubelt der Fluß und der Wald und das Tier und die Blume. Hier laß uns ruhen, mein Bruder. Hier stehen wir inmitten des Reiches der Ewigkeiten, und suchen nicht mehr den Himmel drüben jenseits der Wände und Mauern.«



## Poetenstreik (1906)

Zweiundzwanzig Bände und Bändchen Lyrik im Laufe von drei Tagen – als kampfgeohnter Kritiker zittere ich so leicht nicht, wenn die literarischen Geschosse mich umzischen, wenn die Produktion Bombe um Bombe schleudert. Aber zweiundzwanzig fast in einem Wurf, das ist selbst für einen kritischen Bayard zu viel. Matt sinke ich aufs Sofa hin, und ein beglückender Traum erlöst mich aus meinen Ängsten... Im Traum wandere ich durch die Straßen Berlins. Von allen Anschlagssäulen leuchtet mir in Gold und Purpur ein Plakat entgegen. Darauf steht zu lesen in Titanenschrift: »Heute abend 8 Uhr Versammlung in der Tonhalle. Proklamierung des allgemeinen Lyrikerstreiks. Sämtliche Mitglieder der Verslergilde und Reimlerzunft sind feierlich geladen.« Wie das so im Traume zu gehen pflegt, sehe ich mich plötzlich in die abendliche Friedrichstraße versetzt. Vor der Tonhalle ein fürchterliches Gedränge von langlockigen Männlein und kurzgeschorenen Weiblein, von stammelnden Greislein und wimmernden Kindlein. Kaum aber erkannte man in mir den Kritiker, da werde ich emporgehoben und wie ein Triumphator ins Haus, in den Saal getragen. Lyriker wissen zu schätzen, was sie am Kritiker haben, der in vielen Fällen der einzige Leser des Dichters ist – weil er muß. Auf der Tribüne im Saal steht ein Jüngling, bartlos, ins wallende Haupthaar den Lorbeerkrantz gedrückt, seine Augen wie Irrlichter, jede seiner Gesten Revolution, seine sonst honigsanfte Stimme knatternd wie ein Explosionsmotor. Eben ruft er gellend aus: »Nicht länger wollen, sollen, können, dürfen wir die Parias am Kunstmarkt sein. Wie unsere Brüder vom dramatischen Handwerk wollen auch wir endlich unseren Platz einnehmen an der Lusttafel des Lebens. Auch wir wollen uns künftig Villen bauen, Ehrendoktor

werden und im Tiergartenviertel mit Sekt und Austern gefeiert werden. Und erreichen werden wir das, ganz einfach, wenn wir nicht länger im Fordern schüchtern sind, wenn wir auf Verspreise dringen, die unserer heiligen Begeisterung würdig sind.« [Oder sagte er: »Die unsere heilige Begeisterung wert sind«?] »In zwei Forderungen fasse ich zusammen, was uns not tut. Alle Poemata, in denen ein deutscher Mann, ein deutsches Weib nach Vollendung des zehnten Erdenjahres seine Empfindungen ausströmt, werden auf Staatskosten in der Reichsdruckerei veröffentlicht. Jede Verszeile wird mit einem Einheitspreis von zehn Mark honoriert. In den Tagen der Mobilmachung wo jeder von uns als Tyrtäus, Körner, Geibel fungiert und jeder zwanzig Bataillone ersetzt, erhöht sich der Preis um einen güldnen Lorbeerzweig. Auf daß wir für den Staatskostendruck eine überschießende Gegenleistung bieten, verpflichten wir uns, alle Thronreden, Ministererlasse, Protokolle und Kriegserklärungen in Vers und Reim zu bringen... Leider aber scheint es, dass bis jetzt Staat, Volk, Publikum nicht ahnen, wie sehr das Heil des Vaterlandes diese Neuordnung erfordert. Es ist Zeit, ihnen endlich einmal deutlich klarzumachen, wie unermesslich der Kulturwert der Lyrik ist, dass ohne uns die Geschichte nicht geht. Und wie machen wir das am sichersten klar? Dadurch, dass wir feiern, dass wir die Welt ins Verslose stürzen, sie außer Reim setzen und das Grauseste alles Grausen heraufbeschwören: die absolute Odenlosigkeit. Natürlich nur für ein paar Tage, eine Woche lang, denn länger halten wir es, hält's die Welt nicht aus. Streik sei unsere Losung, Lyrikerstreik! O, meine Freunde, denken Sie sich, dass tagelang das fröhliche Gehämmer in der Versschmiede verstummt, daß das liebliche Knarren der Reimdrehbank jäh abbricht, daß die Sonettenmühle nicht mehr klappert, die Musenharfe verstaubt und des Knaben Klapphorn müßig im Winkel ruht. Eine Vor

stellung, so schauerlich, daß ich sie kaum zu Ende zu denken wage. Was ist das Chaos gegen eine lyrikleere, leierlose Welt. Glauben Sie mir, das alles kann das Volk schließlich entbehren, Brot und Fleisch, Schnaps und Tabak, Polizei und Parlament – nur eins kann es nicht entbehren: den Musentrank, den wir Liederleute spenden. Bis heute hat es nie Mangel daran gehabt, unsere Produktion hat stets auch den breitesten Massenbedarf gedeckt. Aber wenn plötzlich die Versnot hereinbricht, die Reimteuerung, die Musendämmerung – dann wird es merken, was es heißt, ohne Ode in den Dienst, ohne Sonett ins Bett zu gehen. Was es für euch, ihr Lieblinge Apolls, bedeutet, auch nur eine Stunde, den siedenden, wallenden Drang eures Busens, den Vesuv in eurer Brust zu dämpfen, dass er nicht explodieren kann in Rhythmen, nicht Reime ausspeien kann wie Lava, das empfinde ich ebenso entsetzlich wie ihr. Aber bezwingt euch, bezwingt euch mit eiserner Gewalt. Um der großen Sache willen bezwingt euch. Lange werdet ihr nicht zu leiden haben. Sicherlich nicht. Ehe der Manometer eures Innern 90 Grad zeigt, ehe der Kessel eurer Leidenschaft zu platzen droht, wird man händeringend zu euch kommen und demütig flehen: Dichtet wieder, um Gottes willen, dichtet wieder! Bespannt von neuem eure Hymnenleier, wir bewilligen alles, was ihr wollt. Ja, so werden sie uns kommen, so müssen sie uns kommen, kirre gemacht durch den Lyrikerstreik. Drum auf zum Streik! Wer dafür ist, hebe die Rechte!«... Tausend Hände recken sich empor. Alles drängt an den Redner heran. Dabei wird ein Stuhl umgeworfen, ich purzele – und erwache... Es war ein Traum. Ach, nur ein Traum. Poeten streiken nie. Unverbrüchlich halten sie fest an dem § 11: »Es wird weiter gedichtet!«

## Ein Weihnachtstraum (1906)

Es ist nicht leicht, in oder um Berlin einem der Weihnachtsengel zu begegnen. Sie meiden die Gegend nach Möglichkeit. Erstens, um etwaigen Respektlosigkeiten zweifelsüchtiger Berliner Jungens aus dem Weg zu gehen, zweitens, weil sie in der Gaben- und Geschenkvermittlung gegen die Konkurrenz der Warenhäuser nicht mehr aufkommen können. Um so glücklicher war ich, als ich dennoch dieser Tage durch Zufall einem Weihnachtsengel in den Weg lief... Es war an einem der selt'nen Tage, an denen sich der Winter 1905 plötzlich wie mit jähem Ruck darauf zu besinnen scheint, daß er noch nicht zum Vorfrühling avanciert, sondern zum Wintersein kommandiert ist. Alle Eispächter, Ski- und Schlittschuhläufer machen ein vergnügt Gesicht und stöhnen, tief Atem holend: Na endlich! Aber schwapp! Schläft der Winter wieder ein, und das bißchen Schnee verschwindet wie Schlagsahne im Mädchenpensionat. Immerhin! Meinethalben! An jenem Tage war es wirklich einmal Winter, zum mindesten zwölf Stunden lang. Die Bäume standen weißbereift, und in der sonnenklaren Luft spazierte ich frohgemut am Havelufer hin. Weit und breit außer mir kein Mensch.

Da, bei einer Biegung des Weges sah ich dicht vor mir an einem Abhang gelagert zwei Wanderer. Durch ihre Tracht unverkennbar. Der eine, der Hellblonde, in lichtblauer Tunika mit gold'nem Gürtel und silbrig glitzernen Flügeln – offenbar ein Weihnachtsengel. Der andere, der Weißbärtige, in langem Pelz, ganz zweifellos Knecht Ruprecht. Es war mir unmöglich, an ihnen wie an Fremden vorüberzugehen. Ich grüßte und stellte mich vor. Sie erwiderten den Gruß, und der Blonde überreichte mir seine Karte: »Raphael, im Nebenamt Weihnachtsbote.« Der andere brummte: »Ruprecht, ehemals



Asenbote in Walhalla, jetzt im Himmel zur Aushilfe angestellt. Fassen Sie mal hier in meine Tasche, rechts oben, da steckt ein besonderes Geschenk für Sie.«

Ein wenig ungläubig, aber doch neugierig griff ich zu und holte etwas wie eine ganz zarte und durchsichtige Pastille hervor. »Gottbefohlen!« sagte der Engel, erhob sich und war verschwunden. Nur ein silbriger Schein zog droben durch die Lüfte. Auch Knecht Ruprecht machte sich fertig zum Abmarsch. Als ich ihn fragend anblickte, meinte er: »Ich hol' ihn schon noch ein, habe die Siebenmeilenstiefel an. Heilo!«... Und weg war er.

Erst da ich zu Bett gehen wollte, dachte ich wieder an das Geschenk und nahm die Pastille ein. Alsbald war ich entschlafen.

Ein weiter Platz lag vor mir. Schattige Alleen durchzogen ihn. Springbrunnen rauschten, weiße Marmorkolonnaden umschlossen ihn. Im Hintergrunde wogte das Meer. Rechts zur Seite ragte ein Palast, ähnlich wie das Weiße Haus in Washington. Vor dem Hause, auf dem Platze, unter den Kolonnaden überall Menschen, einzeln, paarweise, in Gruppen. Viele bekannte Gesichter.

Kriegsminister von Einem hielt freundlich Berta von Suttner umfangen und sagte gerade: »Edle Frau, ich bin durchaus Ihrer Ansicht. Es ist endlich an der Zeit, durch diese Metzeleien, die man Kriege nennt, einen Strich zu machen. Soweit es an mir liegt, soll die allgemeine Abrüstung sich baldigst vollziehen.« »Meine Ansicht?!« flötete Frau Berta. »Aber nein, keineswegs! So ein frischfromm-fröhlicher Krieg tut den Völkern zuweilen not, wie der Natur ein Gewitter, das die Luft von Dünsten reinigt. Es hat etwas Furchtbares, so ein Gewitter, aber doch auch wieder etwas großartig Berückendes.«...

Na, dachte ich, die Herrschaften müssen ineinander verliebt sein, daß sie sich derart nach dem Munde reden. Ich ging weiter und sah mich plötzlich dem Zaren Nikolaus gegenüber, der mit Gorki auf und ab schritt.

»Brüderchen Gorki«, hörte ich den Zaren energisch rufen, »ich bin entschlossen, ich lege meine Würde nieder, und alle meine Güter und Gelder opfre ich dem Volke. Wir dürfen nicht ruhen, bis jeder Russe alle Tage sein Huhn im Topfe, zu jeder Mahlzeit seinen Sekt, für jedes Kind ein Landgut hat, nicht rasten, bis jeder Russe Doktor sämtlicher Universitätsfakultäten ist. Wie freue ich mich auf den Tag, an dem ich nichts als ein Freier unter Freien, der Ärmste unter lauter Reichen bin!«

»Halt! Halt! Väterchen!« schrie Gorki. »So weit soll und darf es nie kommen. Erst der Zar und nochmals der Zar und dann vielleicht das Volk. Eines deiner Haupthaare ist wichtiger für Rußland als Millionen Bärte von Muschiks. Lieber verhungern wir alle, als daß du nur einen Dinergang weniger bekommst. Das Leben für den Zar!«... Ich konnte mich nicht enthalten und rief: »Gorki als Höfling! Die Welt geht unter.« Der Dichter aber lächelte mich wohlwollend an, und zugleich deutete er auf eine Gruppe von vier Leuten, die an einer Schankbude standen und in Wasser Brüderschaft tranken.

»Brüderchen!« flüsterte Schönerer, der Aldeutsche, dem Tschechen Kramarcz zu, und »Brüderchen!« Koffuth dem Grafen Feierbary, und dann umarmten sich die vier unter Küssen und Tränen. Bekannte Stimmen in der Nähe schrecken mich aus meinem verwunderten Starren auf. Auf einer Bank saßen, Hand in Hand, Harden und Sudermann. Von Harden hörte ich nur noch die Worte: »Wir Kritiker sind nichts als arme Schächer. Vor euch, den Schaffenden, sollten wir immer nur mit dem Hute in der Hand dastehen.« »Um Gottes Willen nicht!« unterbrach ihn Sudermann und blickte ihn liebevoll an. »Unsere ganze Kultur steht und fällt mit der Kritik. Ohne sie ist sie wie ein Haus ohne Fenster. Eher können wir hundert Dramatiker entbehren als einen Kritiker.«... Bin ich verrückt oder träume ich? Dachte ich im Traum.

Und da eben ein freundlich aussehender Greis mir entgegen kam, fragte ich ihn: »Bitte, mein Herr, sagen Sie mir, leben wir noch im Jahre 1905, sind wir hier noch im Diesseits, hat sich vielleicht die Erdachse verbogen? Alle die Leute hier reden genau das Gegenteil von dem, was, wie ich weiß, ihre Meinung ist.« Erstaunt sah mich der Alte an und sagte kopfschüttelnd: »Aber, mein Bester, haben Sie denn ein ganzes Jahr verschlafen? Wissen Sie denn nicht, daß mit dem Jahre 1906 das Zeitalter der allgemeinen Veränderung hereingebrochen ist? Haben Sie nichts von dem Propheten gehört, der von Land zu Land die große Friedensbotschaft verkündet hat? Ein paar Sätze davon weiß ich auswendig; hören Sie: ,Woran krankt unsere Kultur, unser ganzes Leben? Daß keiner den anderen versteht. Wie beim Turmbau zu Babel, so spricht jeder seine Sprache für sich, denkt für sich und denkt nur an sich und weiß nichts davon, wie's in dem anderen aussieht, was der andere sinnt und begehrt. Jeder hat den Eigendünkel, dass nur er das Rechte fühlt und denkt, daß bei ihm alle Wahrheit und alles Recht ist. Der andere ist der Irrende, der Verführte, der Elende, der bewußt in seiner Bosheit verharrt. Jeder sucht nur, liebt nur, liest nur, was seinen Neigungen entspricht, statt gerade das zu suchen, zu lieben, zu lesen, was ihm entgangen ist; denn nur durch die Aufnahme des Fremden kann er die eigene Halbheit zur Ganzheit ergänzen. Erst wenn jeder ganz in den anderen hinein-fühlen, der Demokrat in den Aristokraten, der Gläubige in den Ungläubigen, der Herrschende in den Beherrschten sich »versetzen« kann, erst dann haben wir eine wahre Kultur. Zum Glück habe ich ein Mittel entdeckt, das es jedem in jedem Augenblick ermöglicht, aus der eigenen Haut heraus in eine fremde hinein zu fahren. Ich stelle es hiermit gratis zur Verfügung... So verkündete der Prophet. Und seitdem fahren wir beständig aus einer Haut in die andere und lernen alles zu verstehen und uns

gegenseitig fördern, ergänzen, verschmelzen, statt wie früher uns anzufauchen, niederzukämpfen und zu verhetzen.« Er wollte noch weiter sprechen, aber ein mächtiger Gesang erscholl und übertönte seine Stimme. Auf der Terrasse des Weißen Hauses waren die »gelben« Journalisten aller Länder, die Nationalisten, Imperialisten, Chauvinisten zusammengetreten zu einem Männerchor, und begeistert sangen sie: Sind wir vereint zur guten Stunde, ein echter Menschenbrüderchor. – Ich ging näher heran. Da öffnete sich die Tür des Hauses, und heraus traten Rosa Luxemburg und die russische Zarin. Jede wollte der anderen den Vortritt lassen, aber Fräulein Rosa lispelte honigsüß: »Nach Ihnen, teure Frau!«... »Unmöglich!« schrie ich ganz laut; »ich will alles glauben, aber das kann nicht sein, ich muß träumen.« Eine heftige Bewegung, ich stürzte ein paar Marmorstufen hinunter und – erwachte. Ach! Es war nur ein Traum.

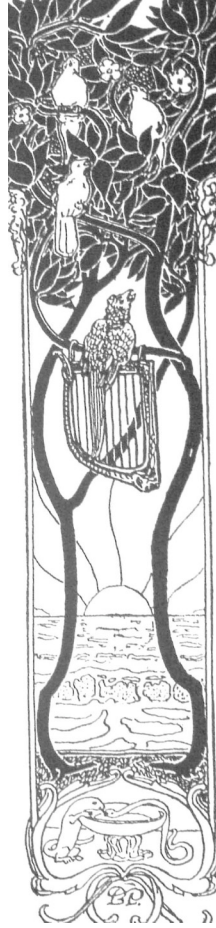


## *Weltpfingsten*

### Weltpfingsten

Endlos düstre Nacht  
Schied Himmel und Erde,  
Und die Wälder verdorrten,  
Die Wasser lagen still,  
Leuchtend nur drohte  
Des Todes spärende Fackel.  
Und müden Fußes  
Zogen Menschen  
Von Stadt zu Stadt,  
Und suchten nach Licht –  
Vergebens.  
Vergebens hob jüngst  
Ein letzter Zecher  
Sein Glas,  
Es sprang und zerschellte,  
Und weinend presste  
An seine Brust sich  
Die zitternde Buhle.  
Aber Heil, Heil,  
Der Himmel ist gnädig –  
Von Morgen erhebt sich  
Die kühle Windsbraut,  
Die Wolken bersten,  
Die Regen rauschen,  
Und grauer Dämmer umspinnt  
Die harrende Erde;  
Vor den Thoren sammelt  
Das Volk sich betend,  
Und tausend Augen

Schauen sehrend und grüßend  
Zum Himmel empor.  
Der Himmel ist Liebe –  
Schon blitzt es und glüht's,  
Als ob die Wölkchen,  
Mit Sternen besä't,  
Die Gewänder anlegten  
Zur heiligen Feier.  
Und nun kommt alle,  
Ihr Armen und Kleinen,  
Ihr Stolzen und Reichen,  
Kommt alle, alle –  
Die Nacht ist dahin,  
Und über Thal und Gebirg  
Strömt golden der Morgen.  
Und sein Frühlingsodem  
Bewegt die Wasser,  
Die Wälder knospen  
Und jauchzen der Liebe,  
Doch seliger jauchzen  
Der Liebe die Menschen –  
In allen Seelen  
Entzündet der Morgen  
Die ewige Flamme –  
Die leuchtet und glänzt  
Alle Schatten hinab,  
Neid und Lüge.  
In tausend Zungen  
Reden die Seligen,  
Und Herz am Herzen  
Ruft's einer dem andern –  
Bruder, Geliebter...





Ein neuer Frühling geht durch alle Lande,  
durch unsre Seelen flutet junge Kraft,  
du steig empor, des Geistes Priesterschaft,  
geschmückt mit neuem Feiertagsgewande!  
Wer solches Kleid trägt, den kann's nimmer dürsten  
nach Trug und Glanz und lügnerischem Schein,  
kostbar dünkt es uns als eines Fürsten  
purpurner Mantel, blitzend von Gold und Stein...  
Hinschreiten wir, erhabener Zukunft näher,  
auf Bergeshöhen, von Morgenglut umhüllt,  
der Menschheit vorgesandte Seher, –  
und da wir's schauen, ist's auch schon erfüllt.

Der Frühling glüht durch alle Lüfte,  
die Wolke blitzt von weißem Licht,  
herniederströmt ein Feuersamen,  
der aus dem Leib der Sonne bricht.  
Geöffnet ist der Schoß der Erde,  
nackt liegt sie noch in welkem Struth,  
und liebesschauernd dehnt sie zitternd  
sich in der neuen jungen Glut.

Grün bricht es aus dem Weidenzweige,  
aus feuchtem Grund quillt warmer Hauch,  
die ersten Veilchen buhlen trunken  
stumm unter dem verschwiegenen Strauch...  
Wirr streicht der Habicht überm Walde,  
schreiend in wilder Frühlingglut,  
die Lerche, in flimmernden Höhen schwebend,  
jauchzt entgegen der kommenden Brut.

In meinem Blute glüht der Frühling,  
die Sonne hat berauscht mein Hirn,  
Musik tönt meiner Seele Laute,  
von Veilchen duftet Haar und Stirn,  
in meinem Herzen keimen die Rosen,  
wirr schweif ich durch das dampfende Feld  
im Feuerlicht der Sonne, trinkend  
die Liebesgluten der Frühlingswelt.



## Champagnertropfen

Frühlingsnächtige Stunden,...  
Mächtig schwillt die Luft,  
Rings quillt aus kühlem Garten  
Der Erde süßer Duft.

In aufgebrochenen Schollen  
Gestaltet sich's bunt und reich,  
Durchs offene Fenster rankt sich  
Keimendes Rebengezweig.

Über die Borde drängt sich  
Das Wasser jach enteist,  
Und aus dem Walde quillt es  
Wie Maienglockengeist.

Schwarz über uns flattern die Wolken  
Wie Banner in heißer Schlacht,  
Und jagen gleich wunden Reitern  
Durch die wallende dunkle Nacht.

Die Lüfte brausen und mächtig  
Fahren sie hintendrein,  
So stürmen siegjubelnde Reiter  
In fluchtzerissene Reih'n.

Frühlingsnächtiges Drängen!  
Küsse mich, Sturmesmund...  
Küsse die lodernde Stirne  
Und küsse mich gesund!

Sieh, zitternd stürzt der Champagner  
Mir in das blanke Glas...  
Dir bring ich mit jubelndem Munde  
Das sprühende blitzende Naß.

Nicht in der staubigen Flasche  
Vermodern mag solch ein Wein,...  
In die Adern des Frühlings verlodern,  
In die Stürme will er hinein.

Leuchtend in den Lüften  
Zersprüht die gold'ne Flut...  
Nun mische dich, Sonnenfeuer,  
Mit des Frühlings Rosenblut.

Sei köstlicher Samen dem Boden,  
Daß, wo ein Tropfen fließt,  
Bald duftend und flammenlockig  
Eine Rose leuchtend entsprießt...

Ein üppiger Blütenschleier  
Hinflute über das Land,  
Wie ein vom Lenz gewobnes  
Strahlendes Gewand.

Und wenn sich zwei begegnen  
In solchem Blumenhain,  
Dann ziehe klingend die Liebe  
In ihre Seelen hinein.

## Rosenzeit

### I.

Rosen, Rosen, nichts als Rosen  
In den Gärten am Gehege,  
Grüßend flattern ihre losen  
Blüten über die sonnigen Wege, --  
Aus den Büschen, aus den Lauben  
Lauschen sie mit dunkeln Munde,  
Durch die sonnenweißen Lüfte  
Strömen ihre süße Düfte --  
Glanz und Duft in goldner Runde!

Aus den Büschen, aus den Hecken  
Fließen weiße Rosen nieder,  
Leuchten rings aus den Verstecken,  
Aus dem Wein und dunklen Flieder,  
Rote Rosen träumen üppig  
Auf der Blätter seidnem Pfühle,  
Und die trunknen Windesfluten,  
Trunken von den Rosengluten,  
Küssen ihres Munde Kühle.

In den süßen Rosentagen  
Tönt ringsum ein Singen und Klingen  
Fink und Drossel schmetternd schlagen  
Aus der Büsche grünen Schlingen;  
In den Kiefern gurr die Taube,  
Drüber hin die Krähen schweifen  
Nah' den silberblauen Wolken;  
Auf den windbewegten Kolken  
Liegen zarte Sonnenreifen.

Wandeln seh ich unter Rosen,  
Schlanke Mädchen, holde Frauen,  
Schelmisch glänzen da die losen  
Braunen Augen und die blauen,  
Rings im Park, auf den Balkonen,  
Flattern ihre seidnen Locken  
Aus den Gärten hörst du's singen,  
Rings Klavier und Saiten klingen,  
Und fern her die weichen Glocken.

In den Gärten düstren Wegen  
Wandeln weiße Mädchenrosen,  
In den dunkeln Laubgehegen  
Fliegt der Ball aus weichen losen  
Händen durch die heißen Lüfte,  
Doch die schmachkend blassen Frauen,  
Träumend süßes Liebesträumen,  
Ruh'n unter Lindenbäumen,  
Wo die Blüten niedertauen.

In den süßen Rosentagen  
Ei, welch Lieben und welch Kosen!  
Der Frau Venus goldner Wagen,  
Rings umkränzt von Myrth' und Rosen,  
Jagt vorüber in den Lüften,  
Und aus weißen, milden Händen  
Rosen streut die güt'ge Liebe,  
Daß im Herzen diese Triebe  
Flammen auf zu Liebesbränden.

Ueber die Dächer hebt sich  
Mondes zaubrische Flut,  
durch die Lüfte webt sich  
sanfte Rosenglut.

Ueber die Firnen flimmernd  
Vom Dezemberschnee,  
fließen die Tropfen schimmernd  
aus lichtfunkelnder Höh.

Drüben über die Firne  
Strömt des Mondes Glanz  
Und webt um meine Stirne  
Seinen Strahlenkranz.

Meine Augen trinken  
Sein unendliches Licht,  
seine Küsse sinken  
trunken auf mein Gesicht.

Des Sommers Flammenhaupt versank  
in grauen Winterfluten,  
wo bist du, Nachtigallennacht  
und du Tag voll Sonnengluten?

Das duftig grüne seidne Kleid,  
durchwebt von Rosenblättern,  
zerrissen liegt's und ganz zerfetzt  
von wüsten Regenwettern.

Dahin der traubengoldige Herbst,  
Da süßen Weines trunken,  
Vom Laub umkränzt, unser Zecherhaupt  
Am Tisch lag hingesunken.

Des Sommers Glanz und Purpurlicht,  
die flammensprühende Sonne  
sank in Dein Herz – aufleuchtet nun  
mir neue bessere Wonne.

Dein Aug' ist heiß, wie Sonnenbrand,  
und blau, wie Sommerlüfte,  
dem ährenblonden Haar entströmt's  
wie junge Lindendüfte.

Dein Antlitz ist ein Lilienblatt,  
von zartem Blut durchflossen,  
dein roter Mund ein Rosenkelch,  
in voller Glut erschlossen.

Dein Wort und Sang und Liebeslied  
tönt süß und träumerisch leise,  
als schlug im Busch die Nachtigall  
tiefschluchzend ihre Weise.

Den Wein aus purpurrotem Kelch  
hab' ich berauscht getrunken,  
als meine Lippen voller Durst  
auf deinen Mund gesunken.

Des Sommers duft'ger Tag verging,  
die Feuer rasch verglühten,  
doch sank er leuchtend in dein Herz  
mit Liebesrosenblüten.



## Die Lippen glühen

Die Lippen glühen  
Von deinem Kuß,  
Das Auge leuchtet –  
Ja, du bist mein.

Rings klingt und singt es  
Von Amselschlag,  
Doch heller ruf ich –  
Und du bist mein.

Am Flusse schreit' ich,  
Die Welle bebt,  
Ihr Rauschen sagt mir –  
Und du bist mein.

Ein Buch zu lesen,  
Greift meine Hand,  
Nichts and' res les' ich  
Als: du bist mein.

Ein Lied möchte singen  
Ich morgenfrisch –  
Kein Wort, ach, find ich  
Als: du bist mein.

Ich bin gestorben,  
Für Welt und Zeit,  
Und sterbend flüstr' ich –  
Ja, du bist mein.



## Wenn du es wüßtest...

Wenn du es wüßtest,  
Was träumen heißt  
Von brennenden Küssen,  
Von Wandern und Ruhen  
Mit der Geliebten,  
Aug' in Auge  
Und kosend und plaudernd,  
Wenn du es wüßtest,  
Du neigtest dein Herz.

Wenn du es wüßtest,  
Was bängen heißt  
In einsamen Nächten,  
Umschauert vom Sturm,  
Da niemand tröstet  
Milden Mundes  
Die kampfmüde Seele,  
Wenn du es wüßtest,  
Du kämst zu mir.

Wenn du es wüßtest,  
Was leben heißt,  
Umhaucht von der Gottheit  
Weltschaffendem Atem,  
Zu schweben empor,  
Lichtgetragen,  
Zu seligen Höhen –  
Wenn du es wüßtest,  
Du lebstest mit mir.

## Zur Sonne empor

Aus den feurgoldnen Himmeln  
Geht ein Sonnenlichtstrom nieder,  
Und ein Feuermantel wallt  
Um der Felsen nackte Glieder.  
Fels und Thal braust dumpf von Wassern,  
Und im grünen lichtumwehten  
Laub der Eichen tönt es mächtig  
Wie von jauchzenden Gebeten.

Ringsum dampfen Opferschaalen,  
Süßer Rauch quillt in die Lüfte,  
Aus den Steinen, Baum und Strauch  
Steigen auf die Sommerdüfte.  
Trunken schaun empor die Blüten  
In des Waldes duft'gen Zelten  
Zu der Siegesfürstin Sonne,  
Zu der Herrin aller Welten.

In die blauen Wolkenwasser  
Steigt ein Aar auf starken Schwingen,  
Gleich als wollt er sehnsuchtsvoll  
In das Herz der Sonne dringen.  
Tausend Sonnenstrahlen weben  
Leuchtend sich um seine Flügel,  
Von ihm strömen Sonnenfluten  
Ueber Thal und Felsenhügel.

Schauer rinnt durch meine Glieder,  
Sonne bricht in meine Seele,  
Ringe dich empor, mein Herz,  
Aus dem Duft und aus der Schwele.  
Tragt, beflügelte Gedanken,  
Mich zu jenen Wolkenzelten,  
Zu dir, Siegesfürstin Sonne,  
Große Herrin aller Welten!

Träume, meine Seele, träume  
von der seligen goldnen Heimat,  
von dem fernen grünenden Lande,  
deiner Ruhe stillen Heimat.  
Nur dem sehnsuchtsvollen Herzen  
offenbaren sich in Träumen  
ferner Zukunft große Wunder,  
o nur einmal – einmal nur  
laß mein Tagwerk mich versäumen.

Glänzende Thore seh ich offen,  
und es schimmern die Marmordächer,  
über die Höfe breiten die Linden  
ihre dunkelgrünen Fächer.  
Töne, wie du nie vernommen,  
schweben durch die goldenblauen  
sanftbewegten Abendlüfte, –  
dumpf Empfinden, dumpf Gefühl  
wird zu morgenklarem Schauen.

Lachen, wie du nie vernommen,  
klingt aus heimlich verborgenen Lauben,  
jubelt über die offenen Hügel,  
schimmernd von Blumen und grünenden Trauben;  
laß mich mit offenem Busen springen,  
heiliger Zukunft neues Fühlen –  
o nur einmal, nur ein Mal  
laß in meine Seele dringen.

An den Wolken hängt mein Auge,  
und mit himmlischen Gewalten  
zieht es mich in alle Weiten  
zu den fernen Lichtgestalten...  
Und auf Haupt und Schulter regnen  
duftende Ströme schon hernieder,  
Rosen quillen aus allen Lüften,  
und Orions Sternengurt  
schmiegt sich weich um meine Glieder.



## Lebendige Poesie

Einsam am gebräunten Tische  
Unter dunklen Kellerbogen,  
Schlürf' ich von des Rudesheimers  
Maiensonnigen Blütenwogen.

Wie im Traum die Schläfe pressend,  
Träum' ich bei der süßen Labe,  
Und im Wein ruft's tausendstimmig,  
Daß ich deine Liebe habe.

Seh ich lauschen doch dein Antlitz  
Aus dem Tahu der gold'nen Fluten,  
Funkeln deines tiefen Auges  
Feuergrüße, Liebesgluten.

Wenn solch' duftigkühle Tropfen  
Über meine Lippen fließen,  
Sind's nicht deines Kusses Blüten,  
Die auf meinem Munde sprießen?

Fern bist du, doch deine Arme  
Halten mich, ich fühl's, umschlungen,  
Und mein Haupt ruht dir am Busen,  
Ruht von deiner Macht bezwungen.

Rebenduft und deines Odems  
Düfte wehn um meine Stirne  
Süßbetäubend, und wie trunken  
Klingt und tönt es mir im Hirne.

Nicht nach Reimen will ich haschen,  
Nicht mehr Verse kunstvoll schlingen,  
Nicht aus Worten Ketten winden  
Und zum Reim zusammenzwingen.

Nein, ich weiß ein fernes Haus,  
Weiß wo Augen mich erwarten  
Und wo mich ein Mund ersehnt,  
Weiß der Liebe Zaubergarten.

Durch dies graue nächt'ge Wetter  
Folg' ich meinen süßen Pflichten,  
Worte nicht, – nein, dir zu Füßen  
Will ich nun mein Leben dichten.

## Memento mori

Wir lagen beim dunklen Spanierwein,  
Verborgen von duftiger Laube,  
Durch üppiges Blattwerk bläulich quoll  
Traube neben Traube.

Im Auge der schönen Dame Marie  
Träumte mein Spiegelbildnis,  
Wir küssten uns und glaubten uns weit  
In rosenbewachsener Wildnis.

Wir schlürften Küsse und funkelnden Wein,  
Und spielend zu ihr hinüber  
Flog von Rosen und Veilchen ein Gruß,  
Und Küsse warf sie herüber.

Ein finstrier Mönch vorüberschritt,  
Es murrten die Lippen, die bleichen:  
»Memento mori!« und düstren Blicks  
Schlug er ein Kreuzeszeichen.

Ich denke des Todes, du schwarzer Gesell,  
Ich leide ihn jegliche Stunde,  
Es flammt sein Auge wie Sonnenlicht,  
Süß strömen ihm Küsse vom Munde.

Ich liebe die schöne Dame Marie,  
Vergehe in ihrer Liebe, –  
Dem Ich erwachsen aus jeglichem Kuß  
Herrliche Todestrieb.

Ich weiß es, wie du, mein finstrier Mönch,  
Das Leben sind Trümmer und Scherben, –  
Drum trink' ich mit jedem Becher Weins  
Ein seliges göttliches Sterben.



Zerbrochener Schädel, morsch Gebein, und eine  
 Hand voll trockner Staub,  
 das ist der Rest im Sarg, und alles! Meiner  
 Jahre Laub  
 Grünt nur zum Wellen, und im Wind zu löschen ward  
 Entzündet meine Lebenslampe. Nackt und blumenzart  
 kam ich zur Welt, daß jeder Pfeil bis auf Gebein  
 mir Wunden reißt: elender als der Hund, arm-  
 seliger als der Stein  
 beneid' ich alles, was nicht Mensch ist. Tod, du  
 lächelst? Deine Hand  
 steigt langsam in der Nacht empor und malt an  
 nackter Wand  
 Glutzeichen hier und dort. Mein Leib, erbaut aus  
 Thon,  
 stürzt über Nacht, es rollt der Morgenwind den  
 Staub davon.  
 Doch den Gefallnen richtest liebend du empor,  
 und schließt das Thor der Nacht, thust auf des  
 Morgens Thor:  
 Knecht, Sklav und Narr der Sinne, was das Aug'  
 verhüllt,  
 ist Dunst und Nebel, der das Sternenlicht verhüllt.

## Nachtnebel

Nachtnebel dunkelt überm Moor,  
Im Weidenbusche stöhnt es bang,  
Dampfraunend streicht Septemberwind  
Am knappen Haidegras entlang,  
Stumm gingen wir hindurch die Nacht,  
Leis hallte unser Schritt am Grund,  
Und was das Herz so traurig macht,  
Verschollen hielt es unsern Mund.

Ihr leises Weinen hört' ich nur,  
Doch wagt' ich nicht, sie anzuschau:  
Uns glänzt kein Stern und blüht kein Glück,  
Wer arm ist, soll auf Glück nicht baun...  
O küsse mich zum letzten Mal,  
Eh dies mein Herz verdorrt, – vergeh'n  
Laß die Erinnerung an mich –  
Weh uns, daß wir uns je geseh'n...

## Einst wird mein Name leuchten

Einst wird mein Name leuchten  
Sternleich am Himmelszelt,  
Als Sieger eingeschrieben  
Steh' ich im Buch der Welt.

Und wie mein Volk ich liebte,  
Wird künden mancher Mund,  
Aus meiner Dichtung Borne  
Trinkt mancher sich gesund.

Doch was als Stern einst leuchtet,  
Ist Feuer in der Zeit,  
Was man als Sieg einst kündet,  
Hier ist es heißer Streit.  
Das Feuer wird sich wühlen  
Mir bis ans Mark heran,  
Wenn ich im Schoß der Liebe  
Nicht ruhn und träumen kann.

Drum auf der Liebe Brunnen!  
Schließ' auf dein junges Herz –  
Laß ewig Aug' in Auge,  
Uns fliegen sonnenwärts.

Müde  
(Pessimisten-Gesangbuch u. a. 1882)

O bange Stunden,  
Wo alles Qual ist  
Und was empfunden,  
Verrucht und schal ist.

Bald möchte in Tränen  
Das Aug' zerfließen,  
Bald trotzig Wähnen  
Das Herz verschließen.

Müde zu hassen,  
Müde der Liebe –  
Ach, könnt' ich fassen,  
Was ewig bliebe.

## Wir Suchenden

Wer sagt, wohin der wilde Strom  
uns reißt,  
Wer nennt der Seele, was uns  
folgen heißt.

Wer stillt die Glut, die brennend uns  
verzehrt,  
Wer gibt dem Herzen, was des Herzens  
wert.

Was treibt die Thränen uns ins Aug zur  
Nacht,  
Wenn endlos niederströmt der Sterne Pracht.

Was hält uns festgebannt in Einsamkeit,  
Ob auch die Seele laut nach Freiheit schreit.

Wo ist die Quelle, die uns brachte her, –  
Wann finden wir das Ziel, das ewige  
Meer. –

## Psalm

Meine Seele dürstet nach Licht,  
Ach, daß die Liebe lebendig würde,  
Und unter ihrem Fittich  
Frieden fänden wir Müden.

Bange Träume suchten mich heim bei Nacht,  
Einsam rang ich in wüster Brandung –  
Brich an, brich an, Weltfrühlingstag,  
Feg aus die Dämmerung, morgige Sonne.

Freudig trag' ich dein Schlachtpanier,  
Und fall' ich gleich im Kampf der erste – –  
Den Tag der Liebe sah ich leuchten,  
Jauchzend wandle ich auf zur Sonne. –

## Gott, was du bist...

Gott, was du bist, mein Sinn erfaßt es nicht,  
Wo ich dich suchte, sprach's: Ich bin es nicht.

Am Morgen stand ich auf der Höhe, lichtumtaut,  
Bist du der ew'ge Tag? – Ich bin es nicht.

Nun unter Rosen ruh' im Garten ich,  
Bist du der Duft der Welt? – Ich bin es nicht!

Vom Walde rauscht der Wind im jähem Stoß,  
Bist du die Liebe? – Nein, ich bin es nicht!

Das All zerflattert wie ein Schaum ins Nichts,  
Du bist der Tod des Alls? – Ich bin es nicht.

O Rätsel, abgrundtief! So bist du doch  
Das, was ich suche! – Nein, ich bin es nicht.

Mich schüttelt Fieber, eins nur weiß ich noch,  
Das bist du, was du bist! – Ich bin es nicht.

## An das 20. Jahrhundert

Wirf die Tore auf, Jahrhundert,  
Komm herab begrüßt, bewundert,  
Sonnenleuchtend, morgenklar.  
Keine Krone trägst du golden,  
Doch ein Kranz von duftigholden  
Frühlingsrosen schmücken dein Haar.

Ganz verwundet, ganz zerschlagen,  
Herz und Mund verdorrt von Klagen,  
Ziehn wir müd im Staub einher.  
Unser Aug' erlischt in Tränen,  
Unsre Seele siecht vor Sehnen,  
Unser Haupt glüht fieberschwer.

Ach Welch Hoffen, ach Welch Sinnen,  
Welch ein Jubel, Welch ein Minnen  
Riß uns flammend einst empor.  
Die Natur zu unsern Füßen –  
Wollten wir das Licht begrüßen,  
Wo es strahlend quillt hervor.

Auf des Dampfes Sturmesflügeln  
Träumten wir die Welt zu zügeln,  
Allem Erdenstaub entrückt.  
Alle Sorge sollte schwinden,  
Liebe sich zu Liebe finden,  
Alle Kluft war überbrückt.



Traum, wie bald bist du vergangen,  
Lauter Schrecknis, lauter Bangen  
Hat in Nebel uns gehüllt.  
Unser Blut tropft aus den Poren,  
Unser Mark ist eiserfrozen,  
Wie vom Tod sind wir erfüllt.

Ob wir an des Nordmeers Strande  
Ziehn, ob tief im Wüstensande, –  
Unsren Weg umheult der Streit.  
Fried' und Freude schleicht verlassen,  
Und die Not stürmt durch die Gassen,  
Wild umschwärmt von Haß und Neid.

Wie zwei Bettler, frech verhöhnet, –  
Die wir einst so stolz gekrönet –  
Irren Freiheit hin und Recht.  
»Heil den Ketten, die uns binden,  
Die uns ziehn und niederwinden,  
Goldne Ketten!« jauchzt der Knecht.

Doch dem Aar gleich, der geblendet  
Sterbend sich zur Sonne wendet,  
Harren wir in Brünsten dein.  
Wirf die Tore auf, Jahrhundert,  
Komm herab, begrüßt, bewundert,  
Zeuch mit Morgensturmwind ein.

Wo du gehst, da bricht in Flammen  
Tausendjähriger Grund zusammen,  
Darauf die Knechtschaft wuchernd stand.  
Und der Hoffart morsche Götter  
Treiben hin wie Spreu im Wetter,  
Auf vom Schlafe fährt das Land.

Wo du gehst, da öffnen alle  
Tiefen sich mit heißem Schwall  
Und des Abgrunds Nacht wird Tag.  
Glühend braust's in tausend Seelen,  
Erd' und Himmel zu vermählen,  
Dringt der Geist zum Sternenhag.

Wo du gehst, quillt Lust und Segen,  
Jedem Herzen rauscht's entgegen  
Wie des Lenzwinds tauig Warm.  
Und der Winter geht zu Ende,  
Liebend reichen sich die Hände  
Stark und Krank und Reich und Arm.

Und von Osten gen Westen fahren  
Boten aller Völkerscharen –  
Unsrer Fehde sei's genug.  
Kommt, den Gruß uns zu erwidern,  
Laßt uns Brüder sein mit Brüdern,  
Fahr' zur Hölle Macht und Lug.

Schlagt die Cymbeln, spielt die Geigen,  
Süße Mädchen schlingt den Reigen,  
Kränzt mit Grün den Maienbaum.  
Auf, ihr Männer, Opfergluten  
Laßt von allen Bergen fluten,  
Auf, vorbei ist Nacht und Traum.

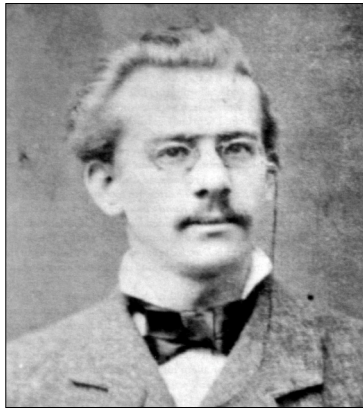
Wie ein Tempel sei die Erde,  
Daß der Mensch zum Gotte werde  
Todesmächtig, licht und hehr.  
Daß nicht Wasser und nicht Lüfte,  
Nicht der Zwietracht düstre Klüfte  
Trennen unsre Herzen mehr.

Unser Blut treibt neue Säfte,  
Unser Mark trinkt neue Kräfte,  
Unsre Adern klopfen weit.  
Miteinander so zu bauen,  
Einig, enig voll Vertrauen,  
Heil dem Tag, der so befreit.

Wirf die Tore auf, Jahrhundert,  
Komm herab, begrüßt, bewundert,  
Sonnenleuchtend, morgenklar.  
Keine Krone trägst du golden,  
Doch ein Kranz von duftigholden  
Frühlingsrosen schmückt dein Haar.



*Heinrich Hart (1855-1906)*



*Julius Hart (1859-1930)*

## Nachwort

### I.

Nicht zufällig hat Heinrich Hart das Gedicht *Auf der Fahrt nach Berlin* seines Bruder Julius in seine *Literarischen Erinnerungen* übernommen, erfasst es doch geradezu idealtypisch die lebensprägenden Erlebnisse einer Eisenbahnreise in die Hauptstadt des Deutschen Kaiserreiches, wie sie die Brüder zum ersten Mal im Jahre 1877 unternommen hatten. Kaum ein Gedicht vermittelt so eindringlich die Gefühlswelt eines jungen Mannes, der am Ende des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts aus dem beschaulichen Münsterland ins großstädtische Berlin wechselte. Mehr als ein Kulturschock war zu verkraften: Die Beschaulichkeit der Heidelandschaft, die den Reisenden zugleich an eine behütete Kindheit erinnert, scheint im engen Reisewagen der Eisenbahn zu entgleiten, schon nähert sich die unbekannte, bedrohlich vorausdeutende Metropole. Neue Wahrnehmungsmuster waren notwendig, um die Mischung aus technischem Fortschritt, Gigantomanie und Bedrohung, der man sich ausgesetzt sah, zu begreifen und in poetische Bilder zu transferieren. In die Großstadt begibt man sich wie in eine Schlacht. Die Feuer- und Wassermetaphorik erinnert an einen Kampf mit den Elementen, zeigt die Unerbittlichkeit, die das Erlebnis Großstadt aufdrängte, ja, das Gefühl der Unentrinnbarkeit. Die Schlusstrophe verrät, welches Begehren den Autor in den Moloch Großstadt getrieben hatte: die Sehnsucht, dort im Mekka der Poeten und der Kultur einen Dichterlorbeer zu eringen. Es klingt wie ein Versuch der Selbstkonditionierung und der -heilung, eine mentale Munitionierung, wenn sich das lyrische Ich am Ende klar macht: »Es brennt die Schlacht, und niemand wird dich schonen...«

Dieses Gefühl des damals 18-jährigen Julius Hart hätte auch der um vier Jahre ältere Bruder Heinrich seinen Lesern näher bringen können. Dabei waren die Brüder Heinrich und Julius Hart durchaus freiwillig aus dem beschaulichen Westfalen in die gerade erst zur Hauptstadt des Kaiserreiches aufgestiegene Preußenstadt gekommen. Doch ein Umzug dorthin war ein Muß für jeden ehrgeizigen und sich als fortschrittlich empfindenden jungen Mann auf der Suche nach akademischen Würden und, noch mehr, Dichterruhm. Auch andere Autoren des sich allmählich herausbildenden Naturalismus, Gerhart Hauptmann, Bruno Wille, Wilhelm Bölsche oder Karl Henkell kamen aus unterschiedlichen Gegenden Deutschlands ins turbulente Berlin. Sie alle verließen die Provinz, die man sich gegenüber den heutigen vergleichsweise nur noch wenig ausgeprägten Unterschieden zwischen Stadt und Land in jeder Hinsicht als extrem vorstellen kann. Sie schmähten die möglichen Alternativen, suchten nicht die Idyllen der klassischen alten Universitätsstädte wie Heidelberg oder Tübingen, die ihnen allenfalls eine Idylle à la *Feuerzangenbowle* zu bieten schienen. Mutig entschieden sie sich für ein Studium in der Großstadt, suchten dort vor allem die Aufregung einer Welt, die mit allen Insignien der Moderne reizte. Nirgendwo, nicht einmal im Mythos Paris, das für Schriftsteller und Künstler des 19. Jahrhunderts als Traumziel galt, entwickelten sich Verkehr und Technik so rasant wie hier. Nirgendwo explodierten die Bevölkerungszahlen, schossen Mietskasernen so ungeniert aus dem Boden. Arm und Reich zeigten sich in unversöhnlicher Nachbarschaft. Die Probleme trafen die Brüder nicht unvorbereitet. Schon in Münster hatten sie auf ihre Art eine Antwort auf die Fragen der Zeit gesucht. Mit ihren eigenen Zeitschriften *Deutsche Zeitung* und *Deutsche Monatsblätter. Zentralorgan für das literarische Leben der Gegenwart* gaben sie sich ein Fo

rum, um sich einzumischen und die Normen von morgen zu suchen. In Berlin brauchte man aber ganz andere Kaliber, und so erstaunt es nicht, dass die Brüder schon bei ihrem ersten Aufenthalt in der Stadt durch eine spektakuläre Zeitschriftengründung Gleichgesinnte auf sich aufmerksam zu machen versuchten. *Kritische Waffengänge* wurde sie genannt und signalisierte mit dieser Anleihe beim studentischen Fechttritual und beim gerade erst zu Ende gegangenen Krieg gegen Frankreich die kämpferische Einstellung. Doch schon nach einem halben Jahr fand man sie wieder in Münster. Nicht Enttäuschung hatte sie in die Provinz zurückgetrieben, sondern mangelnde Barschaft. Schnell war aber klar, daß eine Wiedereingliederung in die Enge einer westfälischen Stadt für sie nicht mehr in Frage kam.

Bereits 1881 finden wir die Brüder wieder in Berlin. Sie zählen zum engsten Kreis der jungen Autoren, die sich angesichts der sozialen Not und motiviert durch die beginnenden Sozialistengesetze, mit den Proletariermassen und ihrer Partei, der 1869 gegründeten Sozialdemokratie, solidarisieren. Zugleich sucht man nach einem Neuanfang in der Literatur, denn die poetisierende, bürgerliche und psychologisierende Schreibweise der Realisten konnte den sie umgebenden Problemen nicht mehr gerecht werden. Der Siegeszug der Naturwissenschaften ließ eine subjektive Weltsicht kaum mehr zu. Ein Schlagwort machte die Runde: »modern« wollte man sein, sich der Großstadtproblematik stellen und wie die Naturwissenschaftler zur Diagnose der Zeit beitragen. Man suchte Gleichgesinnte, fand sich zu Diskussionsrunden zusammen. Mit dem 1886 gegründeten Verein *Durch* wurde endlich die programmatische Basis gefunden. Hier wurde vor allem der bis dahin gänzlich unbekannte Georg Büchner entdeckt. Man nannte sich »Stürmer und Dränger« und berief sich damit auf die Autoren des Sturm und Drang, vor allem Jakob Michael

Reinhold Lenz, suchte als das »Jüngste Deutschland« die Verbindung von literarischem und journalistischem Schreiben wie die Autoren des *Jungen Deutschland*. Mit ihnen fühlte man sich verwandt in der kritischen Distanz zur herrschenden Gesellschaft, suchte wie sie die Solidarität mit der Linken. Es war die Zeit der vielen Gemeinsamkeiten, denn keiner der jungen Autoren war bisher zu Ruhm oder Ansehen gekommen. Das änderte sich erst, als mit der spektakulären Uraufführung des Dramas *Vor Sonnenaufgang* im Jahr 1889 Gerhart Hauptmann zum Literaturpapst aufstieg und sich die Gruppe der Naturalisten aufzulösen begann.

Zum besonderen Engagement der Brüder zählte in dieser Zeit die mit viel Herzblut betriebene volkspädagogische Tätigkeit. Sie gehörten zum politisch kämpferischen Teil der Intellektuellen, die in den von ihnen mitbegründeten Theatervereinen wie der *Freien Volksbühne* und der *Neuen Freien Volksbühne*, die sich nach Aufhebung der Sozialistengesetze und der folgenden Auseinandersetzung mit den Sozialdemokraten gebildet hatte, Vorträge zu laufenden Inszenierungen und zu kulturhistorischen Themen hielten und Unterricht an den Bildungseinrichtungen der Partei gaben. Literarisch blieben die Brüder weit hinter ihren Schriftstellerfreunden, vor allem Arno Holz und Johannes Schlaf, zurück. Die Tätigkeit als Journalisten bei der *Täglichen Rundschau*, beim *Tag* und bei der Zeitschrift *Freie Bühne*, ihr kulturpolitisches Engagement und ihre Theaterkritiken machten sie dennoch zu den Trägern der naturalistischen Epoche in ihrem Berliner Zuschnitt.

Die Stunde der Harts kam, als der Epochenstil des konsequenten Naturalismus aufgegeben wurde. Ende der 1880er-Jahre war ein Großteil der Autoren in das im Südosten, außerhalb der damaligen Stadtgrenze liegende Friedrichshagen am Müggelsee gezogen. Dort bildete sich eine erste Schriftstellerkolonie, die zugleich ein Sam



melbecken der neuesten Heilslehren wurde. Die 1890-er Jahre hatten sich mit deutlicher Zuspitzung gegen Ende des Jahrhunderts als eine Zeit des völligen Zusammenbruchs einer rational gedeuteten Welt erwiesen. Die Naturalisten bedienten sie mit ihrem konsequenten Theater der Widerspiegelung, wie es die frühen Dramen Gerhart Hauptmanns, vor allem aber das von Arno Holz und Johannes Schlaf gemeinsam verfaßte paradigmatische Theaterstück *Familie Selicke* versucht hatte. Sie hatten ein letztes Mal angesetzt, um mit anklägerischen, sozialgestimmten Texten zur Veränderung der Wirklichkeit beizutragen. Doch schon zu Beginn der 1890er-Jahre wird dieses Mimesiskonzept auf breiter Front in Frage gestellt und aufgegeben. Als Gründe lassen sich Facetten eines Prozesses der Krisis der Wirklichkeit nennen, die sich gegenseitig verstärkten und Schriftsteller und Künstler bewogen, nach künstlerischen Alternativen zu suchen. Heraus kam die Suche nach neuen und alten Heilslehren, denen auch das Werk der Brüder Hart verpflichtet ist. Drei Namen und die an sie gebundenen Philosophien und zeittypischen Wissenschaftslehren können exemplarisch für die Fülle der existentiellen und paradigmatischen Brüche stehen: Friedrich Nietzsche und die Lebensphilosophie, Ernst Haeckel und der Monismus und Hugo von Hofmannsthal und der Empiriekritizismus.

Nietzsches Wirkung begann um 1890 mit ungeheurer Macht. Zu verführerisch war dessen Kritik an Moral und Geschichte, gegen die er die energetische Kraft des Lebenskreislaufs, das dionysisch Entgrenzende der Kunst und das Kosmische als eigentliche Bezugsgröße stellte. In einer von Nietzsche schwangeren, atmosphärisch in einer von der poetischen Kraft eines Zarathustra geschulten Ästhetik fand so etwas wie eine zweite Sozialisation, vor allem auch für die Brüder Hart, statt. Mit dem Jenenser Biologen Ernst Haeckel verbreitete sich ein spekulatives

Evolutionstheorien, das im Monismus als einer herausragenden Modeströmung der Jahrhundertwende mündete. Die Lehre von der Einheit allen Seins, der Aufhebung des Dualismus, der noch von einem schaffenden Gott und einer erschaffenen Welt ausging, die Überwindung des Gegensatzes von Geist und Materie, der Glaube, dass vor allem der Künstler als Leitfigur, ja Übermensch, jeder weiteren Evolution vorangehe, motivierten die Harts in herausragender Weise, in der Vergeistigung des Daseins ein evolutionäres Ziel zu sehen und sich selbst als Dichter und Schöpfer eines kosmisch dimensionierten Menschentums zu fühlen. In Hofmannsthal's 1902 erschienenem *Chandos-Brief* wird die in Intellektuellen- und Künstlerkreisen virulente Sprachkritik literarisch vermittelt. Die Sprache verliert ihre Qualität, in Begriffen die Welt zu fassen. Jeder Nominalismus wurde abgelehnt. Das Verhältnis der Schriftsteller zur Wirklichkeit, so folgt daraus, lässt sich nicht mehr über die Eindeutigkeit eines Urteils oder die aristotelische Nachahmung, das Mimesisprinzip, erreichen. Empirio-kritizismus, eine völlige Absage an ein Cartesianisches Weltbild, war die Folge. Statt der logischen Erkenntnis und ihrer Ordnungskategorien von Raum und Zeit galt es nun, eine Sprache der Empfindung zu kreieren, die den sichtbaren, vor allem aber auch unsichtbaren, nur in mystischer Versenkung zu berührenden Dingen näher kommt als dies die bisherige Sprache und die gewohnten Sprachbilder vermochten. Hieraus erklären sich die nun beginnenden Aktivitäten der Brüder, nicht nur mit ihren Werken einen eigenen, künstlerischen Kosmos zu errichten, sondern Gleichgesinnte in eine neue Welt der ästhetischen Existenz hineinzunehmen. Heinrich Hart hat in seinen *Literarischen Erinnerungen* den Paradigmenwechsel beschrieben:

Der sozialistische Geist machte einem ausgeprägt individualistischem Platz, das demokratische Empfinden wurde mehr

und mehr durch aristokratische Neigungen zersetzt, anarchistische Bestrebungen überwucherten die nationalen und sozialen. [...] Aus dem Realen flüchtete man ins Phantastische, aus dem lichten Tag ins Nächtliche und Halbdunkle; das Geheimnisvolle, Okkulte, Symbolistische, Märchenhafte gewann neue Anziehungskraft. [...] Die Kunst wurde sich Selbstzweck, das *l'art pour l'art* auch in Deutschland zur Losung des Tages, lyrischer Subjektivismus verdrängte die objektive Weltbetrachtung des Realismus.

Heinrich und Julius Hart blieben zwar die durchaus stadtbekanntesten Theaterkritiker und Essayisten, gaben den später nach ihrem Nachfolger benannten *Kürschners Literaturkalender* heraus, doch sie begannen gleichzeitig, im Stil der Zeit ihre Idee einer *Neuen Gemeinschaft* in die Tat umzusetzen. Diese Siedlungsgemeinschaft wurde nicht nur anregend für Gleichgesinnte, sondern machte die Brüder weit über die Stadt hinaus bekannt und sicherte ihnen einen beachtlichen Stellenwert in der Kulturgeschichte der Moderne.

## II.

Der Name, den die Brüder dem Siedlungsprojekt gaben, konnte bei den Zeitgenossen auf große Zustimmung bauen. »Gemeinschaft« galt ihnen seit Ferdinand Tönnies Programmschrift *Gemeinschaft und Gesellschaft* von 1887 als Alternative zu einem von den Krankheiten der Zivilisation negativ geprägten Modell einer großstädtischen Lebensweise der herrschenden »Gesellschaft«. Als Alternative, vergleichbar eines in den 70er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts von den Grünen favorisierten ökologisch sinnvollen Zusammenschlusses zu Lebens- und Wohngemeinschaften, verstanden sich auch die damaligen »Grünen«, auch wenn sie diesen Begriff noch nicht kannten. Doch immerhin sind die Demeterbewegung, die Reformhäuser, in denen vegetarische Lebensmittel verkauft wurden, und der ökologische Landbau

bereits damals erfunden worden. Nicht zuletzt wurde aus dem Kreis der *Neuen Gemeinschaft* die *Gartenstadt-bewegung* gegründet. Doch man wollte mehr als die Alternativen der 70er- und 80er-Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts. Man fühlte sich ästhetisch motiviert, vor allem dem Jugendstil verpflichtet, der sich für eine Reform der Lebensweise durch die Wiederbelebung der Künste und handwerklicher Fähigkeiten wie der Glas-, Möbel- oder Baukunst einsetzte. Die Sezessionen blühten, die *Wiener Werkstätten* und der *Deutsche Werkbund* haben diese Aufwertung des Kunstgewerbes professionell betrieben. Für die Brüder Hart, die all diesen neuen und wiederentdeckten Künsten sehr aufgeschlossen gegenüberstanden, war vor allem auch die Kleiderreform, mit der bevorzugt leinene, baumwollene oder wollene Kittel getragen wurden, selbstverständlich. Paula Modersohn-Becker, die von Worpswede aus eine neugierige Reise zum Besuch der *Neuen Gemeinschaft* machte, war durchaus angetan von dem in dieser Lebensgemeinschaft praktizierten Stil, bedauerte aber dennoch die »allzu große Korsettlosigkeit«. Die ließ sich sicher nicht nur in der Kleiderordnung feststellen, denn der gesamte Lebensstil der *Neuen Gemeinschaft* war der Verzicht auf die normierenden Zwänge der strengen wilhelminischen Gesellschaft. Man pflegte einen Stil permanenter mentaler Umarmung, der umstrahlt war von einer spirituellen Dimension, die uns heute sehr fremd ist. Christliche Vorstellungen der Agape, einer Ordensgemeinschaft, wurden mit einer subtilen Ästhetik der Moderne verbunden. Heinrich Harts Gedanken *Vor dem Mahl*, die er als eine Art Einstimmung in das gemeinsam Erleben vorgetragen hat, vermitteln diese für uns ungewöhnliche Form eines messianischen Urkommunismus, der freilich den Zeitgenossen so fremd nicht war, wurde er doch auf dem Monte Verità bei Ascona ebenso gepflegt wie zuvor in den Kreisen der englischen *Arts and Crafts*-Bewegung.

Nach vielen, Gedankengemeinschaft schaffenden Vorbereitungen bezog die Gemeinschaft ein ehemaliges Kinderheim am Schlachtensee mit ca. 30 Morgen Land. Die Selbstversorgung scheiterte zwar am Mangel an fachmännischer Kompetenz der Mitglieder, doch die Bedürfnisse an Geist und Seele wurden so, wie man das erwartete, erfüllt. Ein Naturtheater auf dem Grundstück bot beste Voraussetzung zur Verwirklichung von »Waldspielen« oder Weihefestspielen. Sie waren als gesamt-kunstwerkliche Bühnenspiele gedacht, folgten als naturnahe Alternative der Festspielidee Richard Wagners. Man traf sich zu »Montagsgesprächen« und Gruppensitzungen, in denen in mystischer Versenkung und Andacht ein Zustand gesucht wurde, in dem der Einzelne in der Weihe des Gemeinschaftserlebnisses aufgehen konnte. Ausflüge in die umgebende Landschaft dienten einer innigen Verschmelzung mit einer im Sinne des Monismus beseelten Natur, mit der man die »Weihe des Lebens« praktizieren wollte. Nicht zuletzt versetzte das bereits genannte »Mahl« als eine von christlichen Vorstellungen abgeleitete Abendmahlidee alle Beteiligten in einen Zustand höherer gemeinschaftlicher Identität, mit der man sich als Vorreiter eines zukünftigen Menschentums, als »Übermensch« im Sinne Nietzsches fühlte. Zum Christentum, dessen Rituale in der Lebenspraxis der *Neuen Gemeinschaft* evident waren, hatte man allerdings ein ambivalentes Verhältnis. Die Institution Kirche wurde, gleich welcher Konfession, abgelehnt, doch die ritualisierten Formen ließen sich ebenso in die eigene Lebenspraxis überführen wie die Spiritualität, die man aus diesem Kontext kannte. Die Brüder standen, wie ihre Freunde, der Freidenkerbewegung nahe, die Treffen und Feste waren moderne Gottesdienste, transformiert zu einem gesamt-kunstwerklichen, ästhetischen Ereignis. Man entdeckte die Meditationspraxis der mittelalterlicher Mystiker wieder,

las die Schriften Meister Eckharts und berief sich auf Giordano Bruno, dessen 300. Todestag im Februar 1900 die Brüder zur Gründung eines eigenen *Giordano-Bruno-Bundes* motivierte. Hier verbanden sich die Suche nach spiritueller Gemeinschaft mit der nach einer ästhetisch dimensionierten Lebenspraxis und der Suche nach geistig hochstehender Identität. Man sah sich, so lässt sich mit Heinrich Harts Titel eines Gedichtbandes deuten, als Teilhaber eines »Weltpfingsten«.

Eine betonte Antirationalität ging einher mit einer großen Bereitschaft zum Synkretismus. Man suchte historische Zeugen für ein neues Menschentum. So waren nicht nur christliche Mystiker die Vorbilder in dieser an neuen Heilslehren reichen Zeit. Mystische Tendenzen aller Religionen, in Judentum, Buddhismus oder Taoismus wurden wiederentdeckt. Entsprechend liest sich der Festkalender eines Jahres wie ein Querschnitt durch die Rituale und Liturgien der Weltreligionen als Vorbilder für die eigenen Kultfeiern. Man feierte Tao-Feste, Sonnwendfeiern, Feste des Todes oder der »Neuen Dionysien«, gestaltete sie wie Ersatzgottesdienste mit einer entsprechenden Symbolstruktur von der Licht- bis zur Farbregie, der Musik und nicht zuletzt dem Festvortrag, mit dem die neue »Welterkenntnis« öffentlich gemacht wurde.

Was versprachen sich die Brüder Hart von diesem Engagement? Immerhin konnten sie in ihrer Gemeinschaft Mitglieder und Besucher aufnehmen und empfangen, deren Namen auch heute noch einen guten Klang haben: Hille, Gustav Landauer, John Henry Makkay, Erich Mühsam, Louise Dumont, Walther Leistikow, Martin Buber und Magnus Hirschfeld. Else Lasker-Schüler bedankte sich für die »Maifeiern«, die »schöne Kahnfahrt ins Elysium«, und ihr späterer Mann, Herwarth Walden, Herausgeber der legendären expressionistischen Zeitschrift *Der Sturm*, spielte Klavier zu den Feiern.

Es ging Heinrich und Julius Hart letztlich um ein neues Verständnis von der Identität und Funktion des Schriftstellers und Künstlers. Hatten Theologie und Philosophie bisher die Definitionsmacht inne und deuteten die Welt erkenntniskritisch, war es nun der Diskurs der Naturwissenschaften, der über das Jahrhundert bestimmend seine Leitfunktion durchsetzen konnte. Diese darwinistisch begründete naturwissenschaftliche Erkenntnis freilich war gegen Ende des Jahrhunderts, nicht zuletzt durch Ernst Haeckels Monismus, aus einer empirischen Methodik in die Spekulation geraten. Die Gesetze der Evolution bedeuteten auch, dass es um zukünftige Welten ging, deren Existenz erst noch erschaffen werden mußte. Und wer war dafür besser geeignet als der Künstler? Beginnend mit den Romantikern und Schopenhauers pessimistischer Philosophie, verbreitete sich zunehmend der Glaube, dass einzig noch die Kunst der Welt einen Sinn zu geben vermochte. Mit Nietzsches Artistenmetaphysik, der Lehre von der ästhetischen Aneignung der Welt und deren Überwindung, war eine neue Religion geboren, an die sich die von den Paradigmenwechseln ihrer Zeit betroffenen Künstler gerne hielten. Doch anders als die nachfolgende Generation der Expressionisten, die an diesen Entfremdungserfahrungen der Moderne allzu oft zerbrachen, sind die Brüder Hart wie die gesamte Künstlerszene der Zeit noch voller utopischen Glaubens. Nicht umsonst konnte es in Julius Harts Gedicht heißen: »Wirf die Tore auf, Jahrhundert, / Komm herab begrüßt, bewundert«.

### III.

Fragt man nach der Bedeutung der Brüder Hart für die Literaturgeschichte, wird man ihnen unter dem Aspekt der Zeitgenossenschaft sicher einen durchaus respektablen Rang zuerkennen können, doch zu den Großmeistern der Poesie wird man sie kaum zählen dürfen.

Oft standen die ehrgeizigen Pläne in umgekehrtem Verhältnis zur Fähigkeit, sie umzusetzen. Das gilt etwa für Heinrich Harts großangelegtes Epos *Lied der Menschheit*. Es blieb weit hinter seinem Ziel zurück. Demnach sollte das Epos

die gesamte Entwicklung des Menschen und der Menschheit von ihren dämmernden Anfängen bis zur tausendfarbigen Gegenwart herauf und damit zugleich die gesamte Natur, alle Typen und Charaktere des Menschentums umspannen.

Die Menschheitsgeschichte blieb bei alttestamentarischen Mythen stecken und wird auch damals kaum Leser gefunden haben.

Von einiger Feinheit aber sind die lyrischen Texte. Sie vermitteln eine Erlebniswelt, in der das naturhaft-lyrische Element mit der Erfahrungswelt einer realitätsnahen Gesellschaft konkurriert. Allzu oft beharren die Gedichte auf dem Erhalt eines konservativen Tons, der von der Weihe einer geschichtslosen Natur, besonders der des heimatlichen Westfalen, bis zur Trivialisierung der Rhein-Wein-Lyrik und der Liebesmotivik reicht. Doch da, wo sie sich als Vermittler der spirituellen Tonlage ihrer Zeit zeigen, sind diese Gedichte ergiebige, weil authentischen Quellen. Dort, wo die Harts mit ihren Versen die Erfahrung der Großstadt zu vermitteln versuchen, machen sie die Moderne, die »Entzauberung der Welt«, wie Max Weber die nachaufklärerische Zeit bündig benannt hat, eindringlich deutlich.

Die dramatischen Texte, auf deren Abdruck zugunsten der auch heute noch interessierenden Texte hier verzichtet wurde, fanden schon damals kaum Beachtung und man wird sie erst recht heute nur noch unter einem literarhistorischen Interesse lesen wollen. Sie nehmen oft die spirituellen Heilslehren der Zeit auf, vor allem monistische Strömungen, und verbinden sie mit tradierten



Erlebnisfeldern, in denen sich die mentalen Strukturen einer aus der westfälischen Erinnerungslandschaft übernommenen Metaphorik mit der hinzugewonnen Erlebnislandschaft der Berliner Wacholderheide verbinden, etwa im Topos »Hünengrab«. Eine moderne Theaterliteratur mit einer entsprechenden Hinwendung zu den Problemen der Gegenwart, wie sie sich unter dem Einfluß skandinavischer Dramatiker wie Ibsen und vor allem des damals in Berlin lebenden und zum engsten Kreis der Harts zählenden Strindberg entwickelte, wird man bei den Brüdern vergeblich suchen. Lediglich in ihren Theaterkritiken haben sie diesem modernen Drama Raum gegeben. Letztlich fehlte ihnen der Mut und sicher auch die poetische Kraft, sich dieser Zeitgenossenschaft zu stellen.

Im Nachlass von Julius Hart in der Stadt- und Universitätsbibliothek Dortmund befinden sich nicht nur interessante Quellen zur Kulturgeschichte, vor allem zur Geschichte der *Neuen Gemeinschaft*, sondern auch viele unveröffentlichte Texte, Indiz dafür, dass es auch damals nicht gelang, bei Verlegern ein besonderes Interesse zu finden, nicht einmal bei Eugen Diederichs in Leipzig, später in Jena, der sich zur damaligen Zeit mit seinem Verlag zum Wortführer dieser Art von Weltanschauung gemacht hatte.

In erster Linie waren die Harts Literatur- und Theaterkritiker, ein im damaligen Berlin mit seinen ca. achtzig Theatern und einer differenzierten Zeitungs- und Zeitschriftenlandschaft ein durchaus anerkannter Status, zumal die Tageszeitungen ein ungleich höheres Gewicht in der Etablierung literarischer Normen hatten als heute. Als Literaturvermittler und begnadete Kulturmacher, nicht zuletzt als charismatische Persönlichkeiten verstanden sie es, die Denkbilder der Zeit und ihre darüber hinausgehenden Ideen mit hohem Ethos zu verbreiten.

Als Brüderpaar konnten sie die Energien, die jeder von ihnen mitbrachte, synergetisch verstärken. Heinrich starb nach kurzer Krankheit 1906 an Krebs. Die Zeit der nachnaturalistischen Literaturbewegungen mit ihren antibürgerlichen Fluchtbewegungen war um diese Zeit bereits vorüber, 1904 hatte sich die *Neue Gemeinschaft* aufgelöst. An der nachfolgenden Epoche des Expressionismus hatte Julius Hart keinen Anteil mehr. Er blieb als Kritiker zwar der Berliner Kulturszene noch eine Zeit lang erhalten, geriet persönlich aber immer weiter ins Abseits. Das Münsterland und Westfalen erhielten in seinen Spätschriften eine zunehmend größere Bedeutung. Als Julius Hart 1930, einer Zeit der Hochblüte der Neuen Sachlichkeit, starb, war der Lorbeer, den er und sein Bruder einst errungen hatten, schon reichlich angestaubt.

Gertrude Cepl-Kaufmann

## Textnachweise

*Westfälische Heimat. Wir Westfalen*: Heinrich Hart: Gesammelte Werke [GW]. Bd. 3: *Literarische Erinnerung*. Berlin 1907, S. 11-153 – *Im Teutoburger Wald. Aus einem Tagebuch (1904)*: GW 4: *Ausgewählte Aufsätze, Reisebilder, vom Theater*. Berlin 1907, S. 185-188 – *Ein Westfale. Aus meinen Erinnerungen (1906)*: GW 4, S. 84-89 – *Meinem Bruder. Ein Nachruf von Julius Hart*: GW 1: *Gedichte. Das Lied der Menschheit. Erster Teil. Tul und Nabila. Zweiter Teil. Nimrod*. Berlin 1907, S. V-XI – *Auf der Fahrt nach Berlin*: Julius Hart: *Triumph des Lebens*. Florenz / Leipzig 1898, S. 3 ff. – *Berlin und »Neue Gemeinschaft«*. Berlin: Julius Hart: *Homo sum! Ein neues Gedichtbuch*. Großenhain / Leipzig 1890, S. 111 f. – *Vom Schreibtisch und aus dem Atelier. Die Entstehung der »Freien Bühne«*. *Persönliche Erinnerungen von Julius Hart*: In: *Velhagen & Klasing's Monatshefte*, XXIV. Jahrgang 1909/1910, H. 2 (Oktober 1909), S. 298-294 – *Die Umfrage. Betrachtung und Vorschlag (1905)*: GW 4, S. 95-99 – *Der Zuschauer. Eine paradoxe Epistel (1906)*: GW 4, S. 90-94 – *Unsre Gemeinschaft*: Heinrich Hart und Julius Hart: *Vom höchsten Wissen. Vom Leben im Licht. Ein vorläufig Wort an die Wenigen und an Alle*. In: *Das Reich der Erfüllung. Flugschriften zur Begründung einer neuen Weltanschauung*. H. 1. Hg. v. Heinrich Hart und Julius Hart. Leipzig 1900, S. 93 f. – *Vom Alten und Neuen*: Heinrich Hart: *Die neue Gemeinschaft, ein Orden vom wahren Leben. Vorträge und Ansprachen, gehalten bei den Weibefesten, den Versammlungen und Liebesmahlen der Neuen Gemeinschaft*. In: *Das Reich der Erfüllung*. H. 2 (1901), S. 73-79 – *Vom Leben in Kunst*: Julius Hart: *Träume der Mittsommernacht*. Jena / Leipzig 1905, S. 180-195 – *Vom Leben im Licht*: Heinrich Hart und Julius Hart: *Vom höchsten Wissen. Vom Leben im Licht. Ein vorläufig Wort an die Wenigen und an Alle*. In: *Das Reich der Erfüllung*. H. 1 (1900), S. 65 f. – *Vor dem Mahl*: Heinrich Hart: *Die neue Gemeinschaft...* In: *Das Reich der Erfüllung*. H. 2 (1901), S. 86-88 – *Kinder des Lichts. Zwei Skizzenblätter*: GW 2: *Das Lied der Menschheit, dritter Teil: Mose, vierter Teil: Fragment des »Menschheitsfrühlings«*, *Prosadichtungen*. Berlin

1907, S. 307-351 – *Das Gleichnis vom Horizont*: Julius Hart: *Träume der Mittsommernacht*. Jena / Leipzig 1905, S. 4-11 – *Poetenstreik (1906)*: GW 4, S. 132-135 – *Ein Weihnachtstraum (1906)*: GW 4, S. 104-109 – *Weltpfingsten*: Heinrich Hart: *Weltpfingsten, Gedichte eines Idealisten*. Bremen 1879, S. 67 ff. – *Ein neuer Frühling*: Julius Hart: *Triumph des Lebens*. Florenz / Leipzig 1898, S. 149 – *Der Frühling glüht durch alle Lüfte*: *Triumph des Lebens*, S. 57 f. – *Champagnertröpfchen*: Julius Hart: *Homo sum! Ein neues Gedichtbuch*. Großenhain / Leipzig 1890, S. 13 f. – *Rosenzeit*: Ebd., S. 26 f. – *Über die Dächer hebt sich*: *Triumph des Lebens*, S. 87 – *Des Sommers Flammenhaupt*: Ebd., S. 78 f. – *Die Lippen glühen*: GW 1, S. 7 f. – *Wenn du es wüßtest...*: Ebd., S. 12 f. – *Zur Sonne empor*: *Homo sum!*, S. 117 – *Träume, meine Seele*: *Triumph des Lebens*, S. 147 f. – *Lebendige Poesie*: *Homo sum!*, S. 19 – *Memento mori*: Ebd., S. 17 – *Zerbrochener Schädel*: *Triumph des Lebens*, S. 119 – *Nachtnebel*: *Homo sum!*, S. 91 – *Einst wird mein Name leuchten*: GW 1, S. 17 f. – *Müde (Pessimisten-Gesangbuch u. a. 1882)*: Ebd., S. 30 – *Wir Suchenden*: *Weltpfingsten*, S. 39 – *Psalm*: Ebd., S. 5 – *Gott, was du bist...*: GW 1, S. 44 – *An das 20. Jahrhundert*: Ebd., S. 1-4.

Die Abbildungen stammen aus dem Buch Gertrude Cepl-Kaufmann / Rolf Kauffeldt: *Berlin-Friedrichshagen. Literaturhauptstadt um die Jahrhundertwende. Der Friedrichshagener Dichterkreis*. München 1994.